

Deutscher Morgen

Einzelpreis 500 Reis

Herausgeber: Joachim Dauch

Aurora Allemã

Erscheint wöchentlich

Folge 23

São Paulo, 10. Juni 1938

7. Jahrgang

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-3393 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Welpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

Internationale der Verschwörer

Ein notwendiges Wort an die „Internationale Liga gegen Antisemitismus und Rassismus“

Seit ihrem nicht sehr rühmlichen Ahntreten im Jahre 1933 versuchen nun die gleichen antideutschen Kräfte von draussen her unter Anwendung der alten Parolen einen wirtschaftlich-politischen Weltboykott gegen das Deutsche Reich zu organisieren. Neben der vorwiegend von geschäftlichen Gesichtspunkten bestimmten Hasspropaganda findet sich dabei immer wieder die Behauptung, Deutschland beabsichtige in aller Stille einen Weltboykott gegen die Juden, sozusagen eine „Internationale der Antisemiten“, zu errichten. Obwohl diese Unterstellung bisher in keiner Weise durch Tatsachen oder beweiskräftige Unterlagen gestützt werden konnte, ist es einmal an der Zeit, verbindlich und ohne jede Scheu etwas auszusprechen, das den Verbreiter dieser Lüge, die „Internationale Liga gegen Antisemitismus und Rassismus“, angeht:

Wie vor 1933 in Deutschland, so bestimmen heute noch in vielen Ländern der Erde Juden und Freimaurer — zumeist für die grosse Öffentlichkeit freilich versteckt — die wirtschaftlichen, kulturellen, ja sogar staatlich-volklichen Belange vieler Nationen. Während verantwortungsbewusste Politiker und kluge Staatsmänner sich um eine Zusammenarbeit der Völker mühen, sucht das Weltjudentum hinter ihrem Rücken bewusst Verwicklungen und Streitfälle zu schaffen, um durch solche Manöver eine Erweiterung seiner Macht zu erreichen. Neben der Initiative der offiziellen Regierungen wird das Wirken geheimer Mächte immer offener. Sie sind die eigentlichen, wenn auch heimlichen Wortführer im Kampf der Meinungen. Nach aussen hin verbrämt man freilich die wahre Zielsetzung mehr oder weniger geschickt.

Wenn das aus vielen Vorgängen der internationalen Politik indirekt zu erkennen ist und genügend geschichtliche Nachweise für eine solche Geheimtätigkeit zweifelsfrei feststehen, dann bleibt trotzdem nicht weniger eindrucksvoll, was der Beauftragte der „Internationalen Liga gegen Antisemitismus und Rassismus“ in Ägypten, M. R. H. Sakal, in einer kürzlich herausgegebenen Propagandahroschüre schreibt. Zu den „Freunden“ der Liga gewendet, die offenbar zugleich auch die Geldgeber sind, bekennt Sakal in leichtsinniger Freimütigkeit:

„Zuerst sei gesagt, dass die internationalen Vereinigungen gegen den Antisemitismus und die befreundeten Vereinigungen der Anti-Nazi-Liga Propagandazentren in Paris, London, Newyork, Brüssel, Montreal, Johannesburg, Buenos Aires, St. Gallen, Amsterdam, Russland, Tschechoslowakei, Ägypten usw. haben. Wir stehen in ständiger Verbindung untereinander und unterrichten uns gegenseitig über unsere Massnahmen, damit sie überall gleichzeitig durchgeführt werden. In jedem Lande haben wir einflussreiche Mitglieder aus sozialen, parlamentarischen usw. Kreisen. Das ist alles, was ich sagen darf über dieses wundervolle Band, das alle Juden der Welt in einem wirksamen System kollektiver Verteidigung zusammenfasst.“

Es ist bezeichnend für den geheimbündlerischen Charakter dieser Vereinigung, dass Sakal nicht alle Kenntnisse aussprechen darf. Das wird in einer weiteren Werbebroschüre noch deutlicher unterstrichen:

„Während der letzten Zeit musste die Liga geheim arbeiten. Das ist einer der Gründe, weswegen Sie über einen Grossteil ihrer Arbeit nichts wissen.“

Die stille „Arbeit“ ist aber nichtsdestoweniger intensiv:

„Die Liga ist überall, agitiert überall, hat sich auch des Völkerbundes bemächtigt, schreiet bei den Botschaften und Kanzleien ein und aus.“

Dieser Satz kennzeichnet trefflich die Unterminierungsarbeit des Judentums. Er ist zugleich auch ein sinnfälliger Ausdruck, die Zersetzungsarbeit des jüdischen internationalen Boykotts klarzulegen. An einer anderen Stelle der Werbebroschüre heisst es:

„Die Mitglieder der Liga geben sich nicht damit zufrieden, ‚Nieder mit Hitler‘ in den Versammlungen zu schreien. Sie machen sich die kleine Mühe, jedesmal, wenn sie einkaufen, die Herkunftsmarke zu prüfen. Andere gehen nicht mehr zu ihrem Lieferanten hin und zwingen ihn damit, ebenfalls Boykott durchzuführen. Ausserhalb der Liga aber, in absolutem Einvernehmen mit ihr, haben

wir einen technischen Organismus geschaffen, das Amt zur Feststellung von Ersatzprodukten, welches durch vertiefte Untersuchungen alle deutschen Produkte ausfindig macht, die Händler zu beeinflussen sucht, neue Fabriken zu bauen als wirksames Mittel gegen die Arbeitslosigkeit. Wir sprechen dem Anti-Nazi-Council von London (Präsident: Untermayer) und allen befreundeten Organisationen ausserhalb Frankreichs unsere Anerkennung aus, die parallel mit der Liga für den Erfolg des Boykotts arbeiten.“

Mit diesen Worten ist auch zugleich das Wesen der internationalen Verschwörung gegen Deutschland charakterisiert. Mit Recht knüpft die französische Zeitung „Le Petit Oranais“ in einer Betrachtung über die Hetztätigkeit der Liga an diese Ausführungen folgenden Satz:

„Indem Bernard Lecache (der berüchtigte Präsident der Liga) auf den Krieg wartet, der die Juden Hitlers rächen soll, erweckt er in den Herzen der friedliebenden Franzosen den Judentum und in den gleichgültigsten Gehirnen Rassenideen. Indem er rassistische und faschistische Organisationen angreift, schafft er Organisationen zur Verteidigung

gegen das Judentum und die rote Diktatur.“

In der Tat erweist sich die „Liga gegen den Antisemitismus und Rassismus“ mit dieser Wühlarbeit selbst den geringsten Gefallen. Es kann nicht verwundern, dass ihre planmässig durchgeführte Hetz- und Hasskampagne auf der anderen Seite zu einem geradezu selbstverständlichen Anwachsen des Antisemitismus führt. Wenn man Deutschland ungestraft vorwerfen könnte — ohne freilich dafür auch nur den Schein einer Begründung zu erbringen —, es treibe in der Tat eine Verschwörerpolitik, dann trifft dies nach dem eigenen Eingeständnis der Liga viel mehr auf eine Vereinigung zu, die sich die Zersetzung der Völker und die Sahotage einer jeden freundschaftlichen Verständigungspolitik zum Ausgangspunkt ihres Wirkens gesetzt hat.

Der fortschreitende Antisemitismus in aller Welt ist weiter nichts als der sinnfällige Ausdruck einer Selbstersinnung der lebensstarken Völker. In diesem Sinne und nur so ist verständlich, dass die Internationale des Judentums auf eine sich immer mehr schliessende Front jüdengegnender Länder stösst.

Wie ich 45 Millionen Geschwister gewann

Von Ray Beveridge

Die deutsche Kundgebung in Rom, welche die Landesgruppe Italien der Auslandsorganisation der NSDAP auf dem Forum Romanum mit Erlaubnis unserer Gastgeber in der Basilika di Massenzio abgehalten hat, wird wohl in der Geschichte der Welt einzig dastehen.

In der Ruine dieser gewaltigen Gerichtshalle, die von Kaiser Maxentius im Jahre 306 erbaut wurde und welche das Erdbeben von 817 zerstört hat, versammelten sich am 1. Mai 1938 ca. 6000 Auslandsdeutsche, die in Italien leben. Auf dem Halbrund der Apis standen die Fahmenträger. Der Badenweiler Marsch, gespielt von dem Musik- und Spielmannszug der SA-Standard „Feldherrnhalle“ aus München verkündete „Der Führer kommt!“ Ich dachte, dass nichts meine Freude und Begeisterung hätte steigern können — aber hier waren wir alle überrascht — denn zur Seite Adolf Hitlers marschierte — Benito Mussolini!

Der Führer sprach — noch nie habe ich meinen Führer so innig, so ernst und doch so freudig reden hören. Wie ein gütiger Vater sprach er zu seinen Auslandsdeutschen. Aus vollem Herzen dankte er dem Duce,

dass er ihm diese Gelegenheit gegeben hatte, um zu seinen Volksgenossen zu sprechen, von denen viele nicht in der Lage wären, nach Deutschland zu kommen. Ich wollte, der Duce hätte nach der Kundgebung hören können, wie dankbar diese Teilnehmer waren, dass er es ihnen ermöglicht hatte, den Führer zu sehen. Ich wollte, ich könnte im Namen all dieser Deutschen dem Duce danken, dass er unserer Kundgebung beigesteuert hat.

Abschied von Rom feierte unsere Genuaer Gruppe in den bekannten Weinkeller „Della Rupa Tarpea alle Grotte dei Erotia“. Nach einem gemütlichen Zusammensein hatte ich mich von meinen Volksgenossen verabschiedet und ging langsam durch den Keller. In einem der Räume waren fast ausschliesslich Italiener versammelt. Als ich eintrat, erhob sich ein „Schwarzhemd“ aus einer Gruppe Soldaten und eilte auf mich zu mit den Worten: „Sie tragen dasselbe Ehrenkreuz, welches der Führer dem Duce verliehen hat.“ Ja, auch mir hatte der Führer das Ehrenkreuz verliehen. Danach half alles nichts, ich musste mich zu diesen Schwarzhemden setzen. Wir sprachen lange, es sammelten

sich mehr Schwarzhemden um uns. Auf einmal stand ich impulsiv auf, klopfte zur Ruhe und fing eine Rede in italienischer Sprache an. Ich sagte ungefähr folgendes:

„In einem bin ich, glaube ich, sogar in diesen Millionen Menschen, die nach Rom gepilgert sind, eine Ausnahme, denn — ich bin eine gehorene Amerikanerin, die seit 1914 die grosse Ehre hatte, für Deutschland zu kämpfen. Damals war ich noch Amerikanerin — 1921 wurde ich durch meine Ehe Deutsche — zu einer Zeit, wo Deutschland darniederlag, wo nicht nur die ganze Welt die Deutschen verachtete, zu einer Zeit, wo die Deutschen ihre Selbstachtung verloren hatten, war ich schon stolz, eine Deutsche zu sein. So können Sie sich denken, wie stolz ich heute bin, nicht nur eine Deutsche zu sein, sondern —“ (hier zeigte ich auf mein Parteiabzeichen) „eine Nationalsozialistin zu sein, in der Stunde, wo euer König und Kaiser, wo der Duce unserem Führer die grössten Ehren erwiesen haben. An dem Tag, an dem wir Deutschen in eurem Forum unsere Kundgebung haben durften. Ich habe hier in Rom gelernt, dass ich nicht nur 75 Millionen deutsche Brüder und Schwestern habe, sondern dass ich noch 45 Millionen Brüder und Schwestern in Italien habe. Das heisst, wenn ihr mich als eure Schwester annehmen wollt?“

Das Schwarzhemd, das zuerst an mich herangetreten war, nahm meine heiden Hände in die seinen und bot mir den Bruderkuss. Ich nahm ihn als grosse Ehre an, und alle im Saal tranken auf die Bruderschaft unserer heiden Länder. Von dieser Stunde gehöre ich nicht mehr allein Deutschland, sondern auch dem neuen Imperium. Einer der Schwarzhemden stand auf und verliess den Tisch. Erst nachher erfuhr ich, dass er seinen Vorgesetzten aufsuchte und ihm die Geschichte erzählte mit der Bitte, zu gestatten, dass die Nationalhymnen Italiens und Deutschlands ausnahmsweise in einem Lokal gesungen werden dürften zur Feier der deutsch-italienischen Bruderschaft. Und so sangen wir vereint die italienische und dann die deutsche Hymne.

Als ich eine Stunde später über die Piazza Barberini ging, hegegetete ich einer Schar Studenten und Studentinnen. Ein bildschönes junges Mädchen löste sich von ihren Kameraden, lief auf mich zu, umarmte und küsste mich, wandte sich zu ihren Kollegen und sagte: „Dies ist unsere neue Schwester!“ Und so habe ich meine Zugehörigkeit zu dem italienischen Volk gefunden!

Ein blamierter Angeber

Der New Yorker jüdische Oberbürgermeister La Guardia hat seit jeher das Bedürfnis gehabt, sich einen Namen dadurch zu machen, daß er möglichst laut und unsfätig gegen das nationalsozialistische Deutschland schimpft. Er hofft, auf diese Weise sein Ansehen bei den zwei Millionen Juden in Newyork entsprechend zu steigern. Aus denselben edlen Beweggründen — im Hinblick auf die im Herbst stattfindenden Wahlen — hat er jetzt sich aufs neue in den Vordergrund spielen und von sich reden machen wollen, indem er den genialen

Zum Geschehen in der Tschechoslowakei

Drei Namen, die gegenwärtig in der Frage des tschechoslowakischen Nationalitätenstaates und bei den Forderungen der Sudetendeutschen nach Selbstverwaltung viel genannt werden.



Der Führer der Sudetendeutschen
Konrad Henlein



Der tschechoslowakische Ministerpräsident
Dr. Hodza



Der deutsche Gesandte in Prag
Dr. Eisenlohr

Plan propagierte, die amerikanische Regierung solle in den Vereinigten Staaten Waren aufkaufen und sie in Südamerika zu so billigen Preisen anbieten, daß die gartigen deutschen und italienischen Kaufleute nicht mehr konkurrieren könnten und infolgedessen vom südamerikanischen Markt verdrängt würden. Der Jude Laguardia hat mit diesem neuesten Aufschlag freilich einen sicher unerwarteten Erfolg gehabt. Der amerikanische Staatssekretär Hull hat es selbst übernommen, mit beifolgender Ironie den Schreibhals Laguardia abzuwimmeln. Er begriff es durchaus, hat Hull erklärt, wenn auch Leute außerhalb der Regierung sich für die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Südamerika interessieren, aber der einzig mögliche Weg sei die gleiche Behandlung aller und vor allem — faire Geschäftsmethoden.

Es scheint also doch, daß auch in den Vereinigten Staaten wenigstens an maßgeblichen Stellen die Einsicht durchbricht, wohin die aufdringliche Geschäftstätigkeit berufsmäßiger Heher die internationalen Beziehungen führen muß. Wir haben nicht die geringste Veranlassung, die „publicity“ des Herrn Laguardia erhöhen zu helfen, möchten aber doch nicht darauf verzichten, diese seine neueste Ekstase und ihr bemerkenswertes Ende zur Kenntnis zu bringen. Was freilich die Mahnung zu fairen Geschäftsmethoden anlangt, so will doch scheinen, daß Herr Hull sich an eine wenig aufnahmefähige Adresse gewendet hat. v. L.

Putz umflogt

Das Wichtigste der Woche

3. Juni. — Anlässlich seines Besuches in Prag hielt der Bischof von Paris, Kardinal Verdier, eine Rundfunkansprache, in der er sich als treuer Freund der tschechoslowakischen Republik bekannte und Gott bat, die „Unabhängigkeit der wundervollen Tschechoslowakei“ zu schützen.

Der Dean der Pauls-Kathedrale in London richtete an die Londoner „Times“ einen offenen Brief, in dem er sich für eine Volksabstimmung auf tschechoslowakischem Gebiet einsetzte.

Der Schaden im sudetendeutschen Gebiet, der durch die Teilmobilmachung tschechischer Truppen entstanden ist, wird auf 50 Millionen Tschechenkronen geschätzt. Besonders schwer betroffen sind die sudetendeutschen Gastwirt- und Hotelbetriebe, aus denen die meisten ausländischen Kurgäste abgereist sind. Auf der englischen Insel Malta haben große Manöver der Land-, See- und Luftstreitkräfte begonnen. Zweck der militärischen Übungen ist die Erprobung der Verteidigung der Insel, besonders gegen Luftangriffe.

In Deutschland ist durch ein Reichsgesetz verfügt worden, dass Werke, die zur Gattung „Entartete Kunst“ gehören und im Besitz deutscher Reichsangehörigen sind, vom Staat ohne Entschädigung eingezogen werden können.

Der bekannte Chefkonstrukteur der Zeppelinwerft in Friedrichshafen, Dr. Ludwig Dürr, feierte seinen 60. Geburtstag.

4. Juni. — Wie die englische Zeitung „Daily Telegraph“ berichtet, ist von der Regierung beschlossen worden, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika weitere dreihundert Kampfflugzeuge zu kaufen. — England wird noch in diesem Jahre zwei 40.000-Tonnen-Schlachtkreuzer mit Geschützen grössten Kalibers auf Kiel legen.

Der tschechische Außenminister Dr. Krofta entschuldigte sich beim deutschen Gesandten in Prag wegen der Herabwürdigung der deutschen Reichsflagge durch tschechische Soldaten, die eine in Niederullersdorf wohnende reichsdeutsche Familie durch Drohungen zur Herausgabe der Flagge zwangen.

In Indien sind schwere blutige Unruhen unter den Eingeborenen ausgebrochen, zu deren Niederwerfung Truppen eingesetzt werden mussten.

Der Minister der Südafrikanischen Union, General Smuts, forderte in einer Rede die Zusammenlegung der Südafrikanischen Union mit den Schutzgebieten, darunter auch die ehemalige deutsche Kolonie Deutsch-Südwestafrika.

Auf dem Kongress der sozialdemokratischen Partei Frankreichs wurde der linke Flügel unter der Führung von Pivert wegen Disziplinlosigkeit ausgeschlossen. Danach rief ein anderer Abgeordneter zur schnellsten Hilfeleistung für die 43. bolschewistische Division, auf die in den Pyrenäen durch nationalspanische Truppen eingeschlossen sei und nur von Frankreich her Unterstützung erhalten könnte.

In Pressburg fanden die Feiern der slowakischen Nationalpartei zum 20. Jahrestage des Vertrages von Pittsburg statt. Ein Gesetzentwurf, der die Selbständigkeit der Slowaken innerhalb der Tschechei zum Inhalt hat, soll demnächst der Prager Regierung vorgelegt werden. Die slowakische Kundgebung war von 100.000 Menschen besucht.

5. Juni. — Neun Flugzeuge unbekannter Nationalität überflogen die spanisch-französische Grenze bei der Ortschaft Orgeix in der Nähe von Aix-les-Thermes und warfen auf französischem Gebiet mehrere Bomben ab. Die Erregung der Bevölkerung ist gross. Ministerpräsident Daladier hat sofort Jagdflugzeuge angefordert, die den Überwachungsdiens an der Grenze übernehmen und rücksichtslos auf jedes fremde Flugzeug das Feuer eröffnen.

General Franco hat einen Vermittlungsversuch der englischen Regierung über einen Waffenstillstand zwischen den kämpfenden spanischen Parteien abgelehnt.

6. Juni. — Das halbamtliche Deutsche Nachrichtenbüro meldet neue Zwischenfälle aus der Tschechoslowakei, bei denen an einem Abend im Städtchen Bodenbach 20

Sudetendeutsche von tschechischen Gendarmen verletzt wurden.

Der Aufruf der zwei Millionen Slowaken zur Autonomie für die slowakische Bevölkerung wird in der reichsdeutschen Presse ausserordentlich beachtet.

Der brasilianische Minister für Arbeit, Industrie und Handel, Präsident der gegenwärtig in Genf stattfindenden Internationalen Arbeitskonferenz, erklärte Pressevertretern gegenüber, dass gewisse Meinungen des Auslandes über das brasilianische Regierungssystem durchaus abwegig seien. Die gegenwärtige Staatsführung sei dem Lande nicht durch Gewalt aufgezwingen worden, sondern bedeute eine reine Volksdemokratie. Das demokratische Vorbild Brasiliens seien die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach Meldungen aus Rom befindet sich der Herzog von Aosta, Vizekönig von Aethiopien, auf der Rückreise nach Italien und soll auf seinem Posten durch den gegenwärtigen Generalgouverneur von Lybien, General Balbo, ersetzt werden.

Nach nationalspanischer Auffassung handelt es sich bei dem Bombenabwurf über französischem Gebiet um eine neue bolschewistische Provokation, um Frankreich in neue internationale Schwierigkeiten zu verwickeln. — Ministerpräsident Daladier ist an der Stätte des Bombenabwurfes eingetroffen, um persönlich alle Anweisungen gegen eine Wiederholung einer derartigen Grenzverletzung zu treffen.

Der Vormarsch der Franco-Truppen hält trotz verzweifelter Gegenwehr der Rotspanier an. — Das im Monat Mai von den Bolschewisten befreite Gebiet hat einen Umfang von 4500 Quadratkilometern.

Der neue japanische Außenminister General Ugaki erklärte, dass man in Japan noch mit einer mehrjährigen Dauer des Chinafeldzuges rechnet.

7. Juni. — Generalmajor Udet, Chef des Technischen Amtes im Luftfahrtministerium, verbesserte mit einem Heinkel-Jagdflugzeug den bisher vom Ausland gehaltenen Weltrekord auf der 100-Kilometer-Strecke von 5:1 auf 6:34 Stundenkilometer.

7. Juni. — Mit Unterstützung eines Flugzeuges wird die deutsche Himalaya-Expedition von ihrem Hauptlager aus den Aufstieg zur Bezwingung des höchsten Berges der Welt, des Mount Everest, beginnen.

Unter 145 Personen, denen in Deutschland auf Grund des „Gesetzes über die Aberkennung des Staatsbürgerrechtes“ die Reichszugehörigkeit abgesprochen wurde, befindet sich auch der durch seine ehemaligen Korruptionsgeschäfte übel berichtigte Jude Sklarck.

Hochkonjunktur für Möbelwagen in Wien

In diesen wundervollen Tagen unbeschreiblich großer Freude hat man beinahe schon den Sinn für die kleinen Freuden des Alltages verloren. Aber wenn man sich eine Stunde freimacht und spazieren geht, klopft so spazieren geht, fällt einem so manches auf, das gerade als Detail eine kleine Freude ist. Denn nicht nur die Spedituren freuen sich über die unvermutet rasche Belegung ihres Geschäftszweiges. Auch wir anderen. Möbelwagen sind nämlich stark gefragt heute.

Da gibt es in der Hoyosgasse im IV. Bezirk ein großes Palais. Früher standen immer ein paar Autos mit ganz niedriger Zimmer und ganz hohen „Persönlichkeiten“ dort. Heute sind es sechs Möbelwagen gewesen. Gleich um die Ecke, in der Argentinierstraße, stand immer ein kleiner Tatra mit dem Kruckenkreuzwimpel am Koßblech. Nach Schluß des Tages am 24. Februar war dieser Wimpel plötzlich schwarz-gelb geworden. . . . Dann kam ihr schwarzer Freitag, dann fielen ihre Papiere bis — in den Kanal. Der Tatra stand immer noch vor dem Hause — aber jetzt mit einem ausländischen Wimpel. Und ihre Ausweispapiere waren scheinbar tatsächlich in Ordnung, denn schon wenige Tage später war der Tatra weg und ein Möbelwagen da. Vom Sehen kannte ich die Leute, drei Personen. An der Haustüre hängt ein Tafel: Wohnung, bestehend aus neun Zimmern, Halle, zwei Badezimmer. . . .

Da hatte ich so meine Gedanken. Prinz-Eigen-Strasse. . . Möbelwagen, Theresienringgasse. . . Möbelwagen. Da hatte ich einen Einfall. Rasch in die Stadt, Abschieds herunter und hinein in ein jüdisches Geschäft. Sehr vornehm, sehr teuer. Warum auch nicht? Diese Kundenschaft hatte Geld. Ich sehe mir ein paar Sachen an und komme ins Gespräch. Ueber die Preise, über diese Zeiten und dann zur Politik. In Göring: „Der Jude muß das verstehen. Der Jude muß — raus!“

Und da hatte ich wieder meine kleine Freude. Der Jude, den ich vor mir hatte, kam mir nämlich auf — jüdisch: „Sehen Sie, mein Herr, ich kam das nicht verstehen. Wenn diese Nazi nicht hätten ihren Antisemitismus, hätten sie doch die Juden von der ganzen Welt hinter sich. Wir alle bewundern doch die wirtschaftlichen Taten von diesem Hitler. Aber mit seinem Antisemitismus hat er sich natürlich die ganzen Sympathien in der Welt verschert. Zum Teil hat er freilich recht. Die Polnischen, die gehören hinaus. Die sind die echten Kriegsgewinnler und Blutlanger. Die kann man nicht kontrollieren. Aber uns große Geschäftsleute schon. Wir müssen sein ehlich. Mein Vater zum Beispiel ist gekommen als kleiner Mann nach Wien und hat sich ehlich hinaufgearbeitet zu einem großen Geschäftsmann. Wie könnte ich jetzt unter den Nazis verdienen! Mehr will ich doch

Nach Berichten der Zeitung „Berliner Nachtausgabe“ ist auf den Feldern der Bauern im Sudetenland durch die militärischen Übungen tschechischer Truppen erheblicher Flurschaden angerichtet worden und die diesjährige Ernte teilweise vernichtet.

Meldungen aus Rom zufolge wird Mussolini demnächst einige Änderungen innerhalb seiner Regierung vornehmen. So soll der gegenwärtige Außenminister Graf Ciano, der Schwiegersohn des Duce, auf seinem Posten durch den italienischen Botschafter in London, Grandi, ersetzt werden. Ciano nimmt die Stelle des bisherigen Generalsekretärs der Faschistischen Partei, Staraci, ein, der wiederum für Balbo zum Generalgouverneur von Libyen ernannt wird.

Der Parteiführer der französischen Sozialisten, Leon Blum, führte in seiner programmatischen Rede vor dem Kongress aus, dass die Partei im Augenblick nicht die Verantwortung für einen Sturz der Regierung Daladier übernehmen könnte. Dennoch verhinderte seine Erklärung nicht, dass sich der linke Flügel der Partei als „Sozialistische Arbeiter- und Bauernpartei“ gegen ihn wandte, womit die schon lange erwartete Spaltung unter den französischen Sozialdemokraten zur Tatsache wurde.

Infolge der von der Prager Regierung angeordneten Mobilmachung hat die Bevölkerung in der Tschechoslowakei alle Gasmaskenlager leer gekauft.

In London ist in Begleitung seiner Angehörigen Prof. Sigmund Freud, aus Wien kommend, eingetroffen, wo er nunmehr seinen ständigen Wohnsitz aufschlagen wird.

Moskau ist sehr unzufrieden, weil die tschechische Regierung die Demobilisierung von 50.000 Reservisten an der Grenze vornehmen will.

8. Juni. — Die Franco-Truppen sind in den letzten Tagen zu einem Grossangriff an der ganzen Front von Teruel bis zur Mittelmeerküste vorgegangen und drängen die Roten überall zurück. Es wird bereits offen von dem nicht mehr zu verläutenden Fall Valencias gesprochen. — Wie sicher bereits General Franco dastelt, ist an der Tatsache zu ersehen, dass ganz Nordspanien am 1. Juli 1. J. für den internationalen Fremdenverkehr freigegeben wurde.

Nach einer Meldung des Reuter-Büros wollen die Sudetendeutschen mit der Prager Regierung nur auf der Grundlage der bekannten acht Forderungen verhandeln, die Konrad Henlein im April d. J. in Karlsbad bekannt gab. — Die tschechische Regierung hat die Militärdienstzeit auf drei Jahre erhöht.

gar nicht. Aber nein. . . wir sollen — raus! Warum? Ich hab' doch nichts gegen die Christen, ich hab' nicht einmal etwas gegen die Nazi. Sie sollen mich nur ungestört lassen. Wenn ich könnte, ich wäre gleich bei die Nazi. Das wäre ein Geschäft für mich! Das muß ich dem Mann wohl glauben. Anscheinend will er in Wien bleiben. Schade, schade.

Um Stoff zu sammeln, gehe ich noch in ein zweites jüdisches Geschäft. Zuerst das alte Spiel, dann eine neue Platte: „Sie meinen, daß jetzt alle Juden werden herausgehen aus Wien? Aber, lieber Herr, wo denken Sie hin! Jetzt ist ausgebrochen ein kleiner Ansturm. Aber das sind nicht die richtigen Juden. Das sind reiche Leute, internationale Elemente, die keine Heimat kennen. Aber wir echten Juden, wir lieben unsere Heimat. Sehen Sie, noch als kleiner Bub bin ich schon gekommen nach Wien, mein ganzes Leben lang hab' ich da gelebt, meine Freunde sind da und die ganze Verwandtschaft, da hab' ich mein Stammescafé, da gehör' ich doch her. Ich bin doch ein Wiener. Ich heiße sogar so. Wollen Sie mehr?“

Und als Abschlus einen Sprung in die Novaragasse, in eine ganz kleine jüdische Bude. Aber weshalb sehen mich denn alle Leute so komisch an? Krawatte nicht in Ordnung? Hut verkehrt am Kopf? Ach so, Abzeichen vergessen! Man sieht mir nämlich den Armer bis über die Großmutter hinaus schon auf tausend Schritte an. Macht nichts, ich bin auf Jagd. Ein kleiner, alter Jude steht vor mir, ein echter Polnischer. Er spricht aber Deutsch. Zwar mit Teufel und viel Gurgeln, aber es ist „Deutsch“. Leider kann nicht einmal ich ihn ordentlich verstehen. Dabei bin ich doch das Jüdeln schon gewöhnt. Aber den Sinn, oder besser gesagt, das, was er meint, das kann ich verstehen. Man soll die Reichen hinausjagen, die großen Geschäftsleute, die sich im Krieg und in der Inflation bereichert haben. Das wäre mir gerecht. Die haben das Volk ausgezogen und die Angestellten schlecht behandelt und die Dienstmädchen heimlich. Aber er? Er hat keine Angestellten, er hat kein Dienstmädchen, er hat nur sechs Kinder. Er muß schwer arbeiten und ehrlich sein und er muß so billig sein, sonst kommt niemand zu ihm. Und es ist doch gut für die Wiener, daß er so billig ist.

Ja, es war gut für die Wiener. Es war auch gut, daß die Juden in der Kärntnerstraße so frech waren. Und es war auch gut, daß ein paar Aristokraten so legitimistisch waren. Das war alles gut so. Denn jetzt ist es gut. Endlich!

Niemand aber soll sich beklagen, daß der freche Aristokrat neben den legitimistischen Juden gestellt wird. Denn beide zusammen haben in Wien die gute Gesellschaft repräsentiert. Eine feine Gesellschaft.

Nikolaus Mayer-Kaltenbach, im „Deutschen Volksblatt“, Wien.

„. . . Sie hamm nicht geglockt!“

Die deutsche Sprache ist eine schwere Sprache, besonders für den, der sie erlernen muß. Das

kann man wohl sagen. Was aber aus ihr alles herauskommen kann, wenn sie einer anwendet, der

sie nicht liebt, dafür liefern die Tschechen klassische Beispiele nicht, auch nicht unsere Sprache. Wenn sie sie aber dennoch aus Zweckmäßigkeitsgründen oder Notwendigkeit anwenden, dann geschieht es in folgender Form:

Am Schalterfenster der Bahnstation in Tannendorf in Nordböhmen prangt folgende Kundmachung:

„Hinweisung für Reisender!“

Ein Reisender, der mit zwei einfachen — S — (ermäßigten) Fahrkarten für die Sonntagsrückfahrt abgefertigt wurde, hat abzugeben in der Endstation nur eine Fahrkarte, die trocken kompostiert ist, die andere, die feucht abgestempelt ist, behält sich für die Rückfahrt.

Im Zollbüro Luffig a. d. E. hat sich jüngst folgende Szene abgespielt. Ein sudetendeutscher Buchhändler erscheint im Amtsräum und zeigt seine amtliche Vorladung dem diensttuenden tschechischen Beamten. Der liest die Einladung durch. Ein Leuchten geht über sein Gesicht. Es war, als spiegelte sich in seinen strahlenden Augen der tschechische Verdienorden für Bekämpfung der Staatsfeinde. Diese Ordens-kata-Morgana aber dauert nur Sekunden. Dann verfinstert sich seine Miene. Die Stirn bewölkt sich. Rot schießt in das Gesicht. Er springt auf, zieht aus dem Aktenschrank ein kleines Buch und knallt es dem ahnungslosen Buchhändler auf den Tisch.

„Haben Sie bestellt, diese Buch?“

„Ja.“

„Also, gäben Sie offen zu, haben Sie bestellt diese Buch?“

„Ja, warum sollte ich es nicht tun. . .?“

„Ist sich schon gut. Gehen wir das schon.“

Schaum trat vor den Mund des dienstbesessenen Zöllners und er fauchte den Buchhändler an:

„Haben Sie versucht, staatsgefährliche Schrift einzuführen in die Cesoslovensko Republika. Werde ich rufen sofort Staatspolizei. . .“

Der sudetendeutsche Buchhändler lächelte und tat das Klügste, was er eigentlich tun konnte, — er schwieg.

Der tschechische Zöllner fuhr nach einer Weile fort:

„Was wollen Sie mit ‚Deutsche Oberführer‘? Brauchen wir nie SA und keine Führer! Haben wir Venech und demokratische Wehr. Preußische Kampflieder brauchen wir auch nie. Haben wir böhmische Gesänge. . .“

„Verzeihen Sie“, unterbrach jetzt der Buchhändler. „Sie irren.“

„Tschechischer Beamter ist überhaupt nie ir! Deutsche Freiheit!“

„Verzeihung. Dieser ‚Führer‘ hat nichts mit der SA zu tun. Und ‚Oper‘ ist z. B. ‚Prodana nenešta‘ (‚Verkaufte Braut‘) von Smeiana. Theater. Musik. . .“

Ein Schein der Verklärung huschte über das strenge Amtsgesicht.

„Christa Pana, ach fu! Also enthält diese Buch keine Befehle für Aufschlag auf Republik?“

„Nein, wirklich nicht!“

Und der brave Wenzelscheff sah mit dem einen feuchten Auge den Löwenorden von seiner Brust entweichen. Das andere Auge lächelte freudig über die verschwundene Wetterwolke, die in Form eines ‚Deutschen Opernführers‘ sein Vaterland bedroht hatte. . .

Durch die sudetendeutsche Presse machte vor einiger Zeit folgende heitere Episode ihre Runde:

In einem nordmährischen Städtchen kontrolliert die Staatspolizei die Radfahrer, ob die Beleuchtung und Warnungsflügel ihrer Fahrzeuge in Ordnung sind.

Fährt da also auch ein бедerer Nordmährer aus der Arbeit in seinen Heimort und wird selbstverständlich von einem dieser Staatsorgane aufgehalten:

„Wo hamm Sie Lätten?“ Klingt es gestrenge aus dem Amtsmund.

„???“

„Wo Sie Lätten hamn?!“, strenger und viel amtlicher wird die Frage wiederholt.

„Die Lait? Mei Lait kommen hinten“ (Meine Leute kommen rückwärts), erklärt die Antwort.

„Ne, nicht die Leitn, die Leitn, da. . .“, er weist auf die Lenkstange, wo sonst die Glocke angebracht ist.

„Des haast nich Leitn, do is die Glockn!“ wird das Amtswort sprachbelehrt.

Das selbe Amtswort hat diese Belehrung zur Kenntnis und zu Herzen genommen, und bei der nächsten Amtshandlung entspinnt sich also folgende Zwiesprache:

„Sie hamm nicht geglockt!“ Mit überzeugender Sicherheit ist diese neue Vereinerung der deutschen Sprache angesprochen worden.

„Geglockt? Was wolleis denn eigentlich?“

„Sffitee hamms sffie nicht geglockt!!!!“

Nach längerem Nachsinnen kommt der Angehaltene endlich darauf, was die staatliche Sicherheit eigentlich will:

„Mhm, Sie meinen, ich ho nit geleit?“ (. . . ich habe nicht geleitet.)

„Nicht Leitn, Glockn!“

„Noja, mit der Glockn au ma leitn“, meint der Mann.

Die Sicherheit ist gebrochen:

„Jeschidmarjajosef, leitn, glockn, leitn, glockn. . . jem blagen (bin ich ein Narr)?“

Das versteht zufällig unser Mann und meint:

„Des waß ich mee, bhüt! Jhne Good.“

Wir wollen über diese „Sprachfehler“ nicht lächeln, denn wir wissen: Deutsche Sprach' ist schwere Sprach'!

Dr. K. V.

◆ DIE BILDER DER WOCHE ◆



Zum fünfzehnten Todestag Albert Leo Schlageters. — Am 26. Mai jährte sich zum fünfzehnten Male der Tag, an dem Albert Leo Schlageter von den Franzosen erschossen wurde.



Die neuen deutschen Wasserstrassen. — Das Gesetz zum Ausbau der Rhein—Main—Donau-Wasserstrasse verwirklicht den gewaltigen Plan, der seit Jahrzehnten schon immer wieder zu den Akten gelegt wurde. Die beiden grossen deutschen Ströme Rhein und Donau werden verbunden und der Austausch der industriellen Güter des Reiches mit den land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen der Ostmark wird so auf einer beträchtlich verbilligten Grundlage möglich sein. Gleichzeitig wird das künftige Werk den Standort der Nürnberger—Fürther Industrie weit günstiger gestalten und schliesslich einen reibungslosen Transport der Ruhrkohle zu den Hochöfen der Hermann-Göring-Werke ermöglichen, die bei Linz im Entstehen sind. Gleichzeitig wurde mit der Bekanntgabe des Gesetzes auf einige grosse Wasserstrassenprojekte hingewiesen, die in den nächsten Jahren in Angriff genommen werden sollen. Der Saarpfalz-Kanal wird der Industrie des westlichen Grenzlandes einen verbesserten Absatz ihrer Erzeugnisse ermöglichen, die Schaffung einer Schiffsstrasse vom Bodensee bis Basel wird dem Vorarlberg zugutekommen und die Kanalisierung des Neckars bis Stuttgart wird der Qualitätsindustrie Württembergs einen besseren Güter-austausch mit dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet ermöglichen. Der Ausbau der Donau von Kelheim aufwärts dient weniger Verkehrsbelangen als der Krafterzeugung, die für den kohlenarmen Süden von grosser Wichtigkeit ist.



Leni Riefenstahl in Wien. — Leni Riefenstahl, die Schöpferin des Olympia-Films, bei ihrem Eintreffen auf dem Wiener Flugplatz, wo ihr ein herzlicher Empfang bereitet wurde. Sie wird an der Wiener Uraufführung des Olympia-Films teilnehmen.

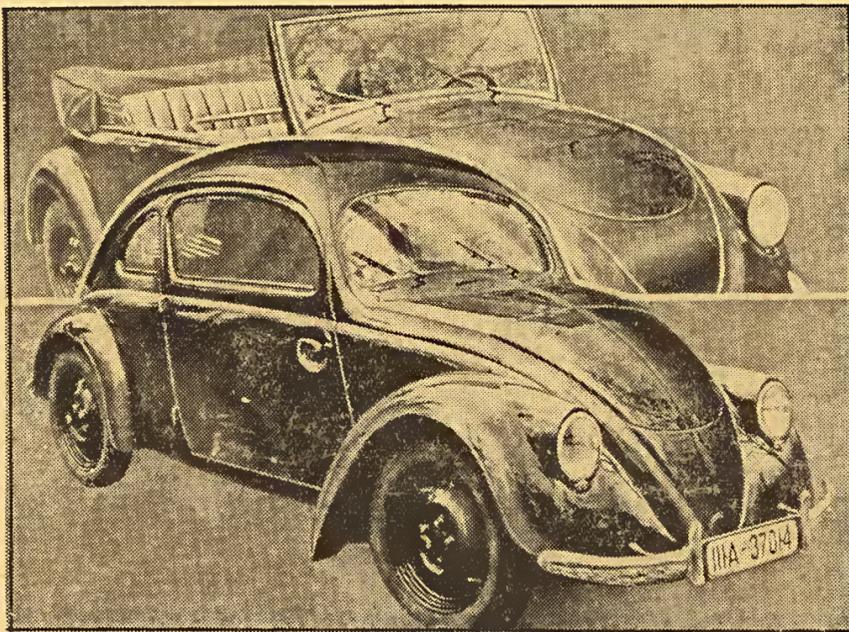


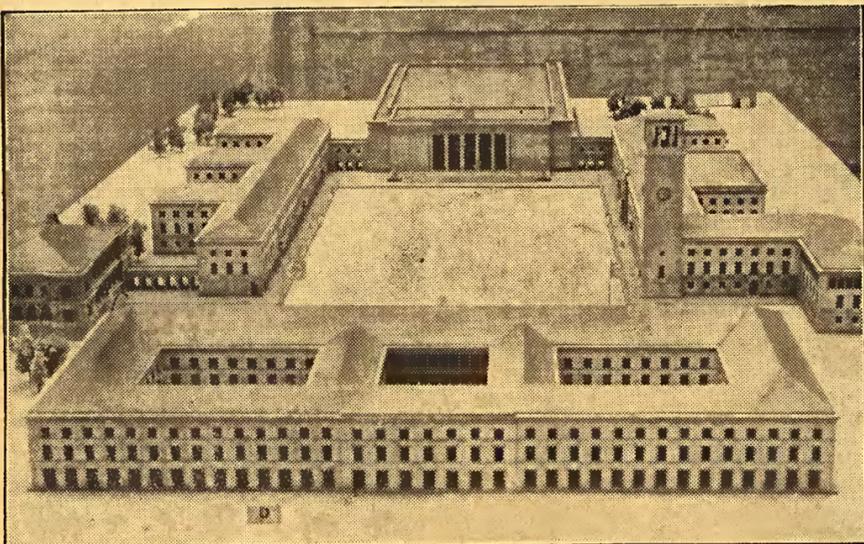
Die deutschen Trompeterkorps in Rom. — Die Trompeterkorps und Musikzüge der deutschen Wehrmacht, die zusammen mit zahlreichen italienischen Militärkapellen am Sonntag, den 29. Mai, im Forum Mussolini vor dem Duce konzertierten, in der italienischen Hauptstadt, wo sie immer wieder Mittelpunkt herzlicher Kundgebungen seitens der Bevölkerung und der deutschen Kolonie sind. Hier passiert die Spitze der deutschen Musikkorps das St. Lorenzo-Tor in Rom.



Schmeling und Louis unterzeichnen den Kampfvertrag. — Dieses Bild wurde nach der Unterzeichnung des Kampfvertrages für die Weltmeisterschaft im Schwergewicht aufgenommen, der vor der Newyorker Boxkommission durch Max Schmeling und Joe Louis erfolgte. — Hier verabschieden sich die beiden Gegner, um sich dann am 22. Juni im Yankee-Stadion wiederzusehen.

So wird der deutsche Volkswagen aussehen



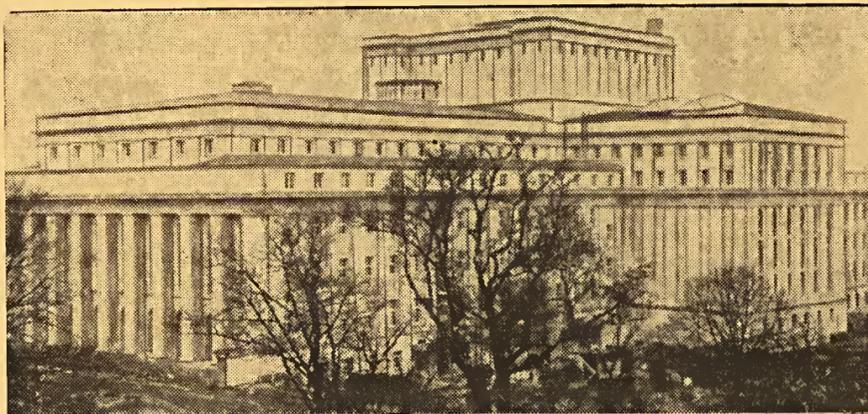


Modell des Adolf-Hitler-Platzes zu Weimar. — Die Münchner Architektur-Ausstellung gibt mit den zahlreichen Modellen der fähigsten Architekten des Dritten Reiches einen eindrucksvollen Ausblick auf die bauliche Gestaltung des zukünftigen Deutschlands. Das Modell des Adolf-Hitler-Platzes wurde nach den Plänen von H. Giesler geschaffen.

Das Modell der Akademie für Deutsche Jugendführung in Braunschweig. — Auf der Architektur- und Kunsthandwerkausstellung in München sah man neben verschiedenen Modellen der grosszügigen Bauten des Dritten Reiches auch dieses Modell der Akademie der Deutschen Jugendführung in Braunschweig.



Luftstewardess — ein neuer Beruf. — Auf verschiedenen Flugstrecken führt die Deutsche Lufthansa in diesem Sommer zum erstenmal die Bedienung der Gäste durch Luftstewardessen ein. Hier stellen wir die ersten fünf jungen Damen vor, die sich in Deutschland dem neuen Beruf gewidmet haben, für den neben anderen Vorzügen vor allem Sprachkenntnisse erforderlich sind.

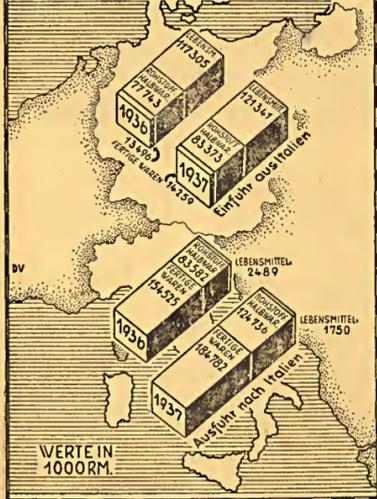


Deutschlands modernster Theaterbau entsteht in Dessau. — In diesen Monaten geht in Dessau einer der schönsten Theaterbauten Deutschlands seiner Vollendung entgegen. Der Bau wurde als Ersatz für das vor wenigen Jahren durch einen Riesenbrand zerstörte Theater errichtet. Wo die Baugerüste gefallen sind, offenbart sich der überwältigende Eindruck des grosszügigen Geländes, das von dem 38 m hohen Bühnenhaus überragt wird. Der Zuschauerraum des Theaters, der selbstverständlich mit den allerneuesten technischen Einrichtungen ausgestattet sein wird, weist Sitzplätze für 1265 Personen auf.



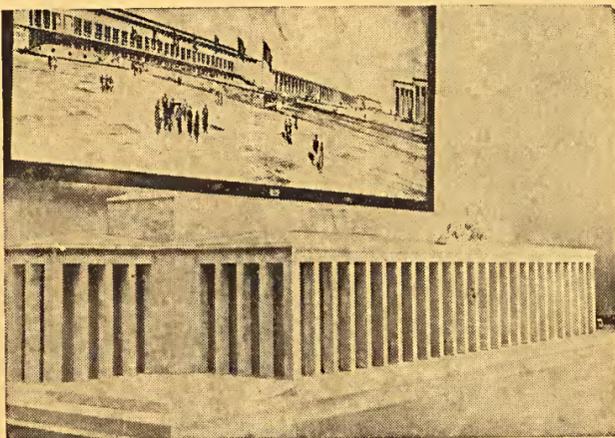
Merkwürdige Grenzziehung auf ehemals deutschem Reichsgebiet. — Durch ein willkürliches tschechisches Urteil wurde ein jahrelanger Grenzstreit durch die tschechischen Behörden beendet. Ein deutscher Grundbesitzer durfte bisher, um in den neben seinem Haus liegenden Garten zu gelangen, die Dorfstrasse benutzen, die unmittelbar an seinem Grundstück gelegen ist. Diese sogenannte Grenzverletzung auf tschechischen Hoheitsgebiet wurde ihm nunmehr durch ein Urteil verboten. Er ist somit gezwungen, um auf sein Grundstück zu gelangen, eine Brücke längs der Strassenseite zu legen. Durch diese sonderbare Lösung hat nunmehr der bisherige „Grenzzwischenfall“ seine Erledigung gefunden.

Deutsch-italienischer Handel:



Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Berlin und Rom.

Der deutsch-italienische Warenaustausch zeigt deutlich, daß neben der politischen auch die wirtschaftliche Zusammenarbeit der beiden Völker in immer größerem Umfange ausgebaut wird. Wenn auch Italien und Deutschland mit größter Energie das Ziel der höchstmöglichen Selbstversorgung verfolgen, so steigt trotzdem der gegenseitige Warenaustausch unentwegt an, obwohl in der übrigen Welt infolge neuer Methoden des Verrechnungsverkehrs sowie der Ein- und Ausfuhrkontrolle die Außenhandelsumsätze schon wieder sinken. Seit 1932 ist die deutsche Ausfuhr nach Italien nahezu um 50 Prozent gesteigert worden, und auch die Einfuhr Deutschlands aus Italien erhöhte sich beträchtlich. So nahm der Austausch zwischen Deutschland und Italien rascher zu als der Außenhandel dieser Länder mit der übrigen Welt. Dies ließ sich erreichen, weil beide Länder dem Ziel zustreben, zu einer möglichst engen Zusammenarbeit zum Zwecke der Verbesserung der Lebenshaltung der Völker zu kommen.



Unser Bild zeigt das Modell der Festhalle des KdF-Bades Rügen nach einem Entwurf von Erich zu Putlitz.



Die sudetendeutsche Stadt Eger

Wer baut Handelsschiffe?

1935		1937	
ENGLAND	74,3	ENGLAND	112,5
DEUTSCHES REICH	25,4	DEUTSCHES REICH	30,9
JAPAN	41,8	JAPAN	30,5
NIEDERL.	10,4	NIEDERLANDE	28,3
SCHWEDEN	9,8	U. S. A.	20,4
UBRIG. LAND.	22,9	U. S. S. R.	12,9
ZUS: 154,3 000 B.-R.-T.		ZUS: 2,900 000 B.-R.-T.	

Die Bauaufträge bei den deutschen Werften.

Die deutschen Werften stehen heute wieder an zweiter Stelle unter den Lieferanten der Schiffsbauarbeiten der ganzen Welt. Seit 1932 konnten die Bauaufträge, bei den deutschen Schiffswerften insgesamt von 22 000 Tonnen auf 1,2 Millionen Tonnen erhöht werden; davon liegen rund 370 000 Tonnen Inlandsaufträge bereits auf den Heiligen; ferner sind 350 000 Tonnen Bauaufträge aus dem Auslande in Arbeit, und weiterhin liegen 400 000 Tonnen Aufträge vor, mit deren Bau noch nicht begonnen werden konnte. Man sieht aus dem Bilde, welchen Anteil diese deutschen Werften an den Gesamtaufträgen der Welt haben, während die Aufträge aus dem Auslande auf dem Bilde für die betreffenden Länder aufgeführt sind. Dabei sind in diesen Zahlen die Neubauten der Kriegsmarine nicht enthalten.

Hüben und drüben - früher und heute

In der Zeitung der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem bekannten „Deutschen Weckruf und Beobachter“ lesen wir den nachstehenden trefflichen Aufsatz aus der Feder A. H. Wolters.

*

In Amerika finden wir oft die Vorstellung, die Menschen in Deutschland seien heute mit Eroberungsgelüsten erfüllt, dächten an Unterwerfung anderer Völker, etwa nach kommunistischem Grundsatz in der Welt Mächtig und Revolution zu entfesseln, um anderen Nationen den geheimnisvollen „Nazismus“ aufzuzwingen.

Wer in den letzten Jahren Deutschland bereist hat, weiß, wie es in Wirklichkeit damit aussieht. Weiß, daß die Deutschen nicht daran denken, ihre nationalsozialistische Weltanschauung anderen Völkern zu verkaufen.

Im Gegenteil, was direkt auffällt, ist die allgemeine Gleichgültigkeit gegenüber Begehrnissen in anderen Ländern. Wenn Geschehnisse im Ausland nicht direkt deutsche Interessen berühren, haben die Deutschen wenig Sinn dafür. Was in anderen Ländern vor sich geht, darüber quälen sich die Leute heute nicht, bringen Ereignissen im Leben anderer Völker wenig Interesse entgegen.

Wir halten dies für ein sehr gesundes Zeichen. Die Deutschen sind heute demagen mit sich selbst beschäftigt, daß sie einfach keine Zeit haben, sich mit Dingen abzugeben, die wo anders vor sich gegangen sind.

Früher war das anders. Wenn jemand aus Amerika auf Besuch kam, so war das stets ein Ereignis nicht nur im engeren Familienkreise, sondern darüber hinaus, die Nachbarschaft, das ganze Dorf, das Städtchen geriet in Aufregung. Der Besucher wurde umringt, wo er sich setzen ließ, sein Hans unlagert, jedem seiner Worte wurde größte Bedeutung beigemessen. Er mußte erzählen vom Leben jenseits des Ozeans, von den Wolkenkratzern, von den Tiefenfarmen, von den Indianern und Cowboys. Mühte erzählen von fremder Politik, von fremder Lebensweise. Alles, was fremd war, wurde angestaunt, bewundert, beneidet! Ja, wer doch auch nach Amerika könnte, diese glücklichen Menschen dort, dieses wunderbare Land, wo alles so viel schöner und besser als zuhause in Deutschland ist.

Heute? Ja, heute kann es dem Besucher aus Amerika passieren, daß während seines ganzen Aufenthaltes auch nicht ein einziges Mal an ihn die Aufforderung ergeht, er solle doch einmal von seinem Leben in Amerika erzählen! Was er in Amerika treibt, wie es „drüben“ aussieht usw., das wollen die Deutschen gar nicht wissen. Und wenn unser Besucher mal schüchtern von Amerika erzählen will, so kommt er kaum zu Worte, fühlt innerlich, daß seine Zuhörer nicht aufmerksam zuhören, wenn er endlich angefangen hat, und muß er erleben, daß, ehe er auch nur halb fertig ist, einer seiner Zuhörer ihn unterbricht, etwa mit den Worten: „Na schön, so ist es in Amerika, aber nun höre mal zu, wie es heute in Deutschland aussieht...“! Und dann folgt eine begeisterte Schilderung irgendeines neuen Unternehmens des Nationalsozialismus.

Früher regnete es Einladungen aus Verwandten- und Freundeskreisen, der Besucher wurde gefeiert, Amerika in den Himmel gehoben auf Kosten Deutschlands. „Hier ist ja nichts mehr los,“ oder „in Deutschland kann man ja nicht mehr weiterkommen,“ aber, ah, in Amerika, da sei doch noch ein richtiges Leben, usw.! Nachher wurde oft genug der Besucher „unter vier Augen“ gebeten, ob er nicht dem oder diesem zur Ueberfahrt beihilflich sein könnte, könnte er nicht dieses Wert der Menschenliebe tun? Damals hätten viele Deutsche ihre Seele für eine 3.-Klasse-Dampferfahrkarte über den Ozean verkauft. Alles, nur weg von Deutschland! Vor fünf Jahren noch.

Heute regnet es auch noch Einladungen, der Besucher wird überall bestens bewirtet. Aber es fehlt der Unterton der Angst, der Sorge. Er wird nicht mehr als Gott angesehen, das ganze Verhältnis zwischen Besucher und Gastgeber ist nicht mehr

eins der Unterwerfung des letzteren, sondern beruht auf gegenseitiger Beachtung. Deutsche Eltern werfen sich nicht mehr vor Amerikanern auf die Knie, um zu flehen, man möge doch den Jungen mitnehmen, in Deutschland verlottere er ganz!

Heute stellt sich der Junge stolz in seiner Jugenduniform vor und hält einem politische Vorträge. Und wie die Jungens reden können!

Heute ist der Besucher in Deutschland zum Zuhören, bzw. Zusehen verdammt. Erzählen braucht er nicht. Dafür muß er stundenlange Erklärungen, Auslegungen über sich ergehen lassen. Alt und Jung übereifern sich, dem Gast alles zu erklären, alles zu zeigen. Überall muß er hin, neue Häuserbauten, neue Straßen, neue Siedlungen, neue Anlagen, alles wird ihm gezeigt, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen auseinander gesetzt. Und lesen muß er! Aufsätze politischen Inhalts, weltanschaulichen Inhalts, kurze Abhandlungen und alles umfassende Bände. Bücher und wieder Bücher.

Gast täglich ist irgendetwas los, was er unbedingt mitmachen muß! Eine Feier, eine Einweihung, ein Sportereignis, oder die Verdener berittene Artillerie kommt morgens um 10 Uhr durch, die mit ihrer berühmten Kapelle, und halb Bremen drängt sich in den Straßen, — der Besucher muß hin.

So ist es überall in Deutschland. Die Menschen stets bereit, dem Gast das neue Deutschland zu zeigen. Die Deutschen sind wieder stolz auf ihr

Land! Freuen sich, wenn sie die Gelegenheit haben, einem Ausländer das große Geschick der letzten Jahre nahebringen zu können, ihm von den Absichten der Regierung, von den ungeheuren Anstrengungen, soziale Gerechtigkeit allen Deutschen zuzuführen zu lassen.

Die Deutschen sind wieder stolz auf Deutschland. Unfassbar stolz! Ihr ganzes Denken, Sinnen und Trachten ist erfüllt mit Plänen für die Zukunft, dreht sich um den Wiederaufbau ihrer Nation. Und „gottseidank“, sagen sie, „jetzt hat es auch wieder Zweck an Deutschlands Zukunft zu glauben, daran zu arbeiten, denn einmal haben wir wieder ein einiges Volk mit Lebensfreude und Arbeitswillen, und dann kann uns auch kein anderes Land die Früchte unserer Arbeit rauben, denn wir haben wieder ein Heer, ein Soldatentum, das unsere Arbeit schützt und unsere Grenzen verteidigt!“

Daher kann dieses Deutschland, das so unfassbar viel Arbeit an seinem inneren Wiederaufbau vor sich sieht, das für die nächsten fünfzig Jahre einfach nicht die Zeit finden wird, sich viel um das Ausland zu kümmern, nicht zu einer Gefahr des Weltfriedens werden!

Im Gegenteil, Deutschland hat, aus rein selbstsüchtigen Gründen, das allergrößte Interesse daran, in Frieden mit seinen Nachbarn zu leben. Seine ganze Kraft geht darauf aus, das Land aufzubauen und seinem Volke eine bessere und schönere Zukunft sicherzustellen.

Im kämpferischen Einsatz

Friedrich v. Erckerts Zug in die Kalahari 1908

Don Oberstleutnant a. D. J. v. Boemcken

Der große Aufstand in Südwestafrika galt als beendet und der Kriegszustand war im Schutzgebiet am 31. März 1907 aufgehoben worden. Aber immer noch stand Simon Kopper mit seinen Hottentotten und anderem Räubergesindel dem friedlichen Wiederaufbau der Kolonie feindselig entgegen. Von seinem Schlupfwinkel in der Kalahari in Britisch-Südwestafrika führte er Raubzüge in das deutsche Gebiet aus, um sich dann wieder über die Grenze in die englische Freizone zurückzuziehen. Der Wille zur Freiheit und zum unbeschwerten Lebenswandel, der natürliche Urtrieb zu Kampf und Raub, hieß Simon Kopper die Waffen führen, so lange sie ihm nicht aus der Hand geschlagen waren.

Durch vier schwere Kriegsjahre hatte die Schutztruppe heldenhaft gekämpft. Fast 14.000 freiwillige Soldaten hatten aus der deutschen Heimat eingesehrt werden müssen, um die alte, nur 770 Mann zählende Schutztruppe aufzufüllen und zu ergänzen.

Die koloniale Unwissenheit, Engstirnigkeit und Kolonialfeindschaft des Beheberschen und Erzbergerischen Reichstages, der um Parteivorteile willen die Mittel verweigerte, den endlich erworbenen Kolonialbesitz zu schützen, dieser Reichstag hatte den Aufstand verschuldet, der ungeheure Geld und soviel wertvolles junges deutsches Blut verschlingen sollte.

Doch sind diese Kriegsjahre nicht vergebens gewesen, denn in ihnen bildete und erprobte sich ein Teil der Männer, die später im Weltkrieg deutsche Truppen von Sieg zu Sieg führen sollten. Männer wie Lettow-Vorbeck, Eslorff, Maercker, Epp haben in Südwests schweren Aufstandstagen ihre Kriegserfahrungen gesammelt, haben zu kämpfen und durchzuhalten gelernt. Sie sind „hartgeschmiedete Soldaten“ geworden, wie der damalige Oberleutnant Epp in sein Tagebuch schrieb.

Weiter haben Tausende tapferer Soldaten, die unter völlig fremden Verhältnissen im weiten, wasserarmen Lande, unter glühender Sonne und in eiskalten Nächten ungeheure Strapazen zu ertragen hatten, die gegen gut bewaffnete, kriegserprobte und landeserfahrene Gegner, gegen die grausamen Herero und die hinterlistigen Hottentotten heldenmütig kämpften, der Heimat gezeigt, daß

der Wehrgeist in deutschen Volke in der damaligen Friedenszeit nicht geschwunden war und nicht schwinden durfte.

Einem aus der Zahl der Soldaten und Führer hat das Schicksal versagt, im Weltkrieg zu vollenden, was er in Südwest begonnen, Hauptmann Friedrich v. Erckert.

Als trotz Friedensschluß und trotz Truppenbesatzungen an der Grenze und trotz zunehmender Besiedlung des Grenzlandes im Sommer 1907 die Raubzüge der Simon-Kopper-Bande nicht aufhörten, beschloß der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Eslorff, durch einen gründlich vorbereiteten und energisch durchgeführten Schlag dem Räuberunwesen ein endgültiges Ende zu bereiten. Er übertrug die Unternehmung dem Hauptmann Friedrich v. Erckert, der sich in den vorangehenden Kämpfen gegen die Bondelworts als erfahrener, erfolgreicher und überragender Führer und Organisator erwiesen hatte.

Erckert ging voll stolzer Genugnung mit ungeheurer Eifer an diese schwere Aufgabe heran. Er kannte nicht die Stärke seines Gegners, nicht den genauen Aufenthaltsort der Bande, der sich in Simon Koppers altes Jagdgebiet, in die wasserlose Kalahari zurückgezogen hatte, wo ihr die Tsamma, eine Art wilder wasserhaltiger Melone, das Wasser ersetzte, und wo sie sich vor jedem deutschen Zugriff sicher fühlte.

Erckert war sich darüber klar, daß nur eine auf Kamelen berittene, sorgfältig ausgebildete Truppe, daß nur gründliche und bis ins kleinste gehende Vorbereitungen und Wasser- und Nahrungsvorsorge und die richtige Wahl des Zeitpunktes zum Angriff einen durchschlagenden Erfolg gegen den irgendwo in der weiten Steppe sitzenden verschlagenen Gegner versprach.

So wurde in enger acht Monate dauernder Arbeit die Truppe zu ihrer besonderen Aufgabe ausgebildet. Kamelreiten, Schießdienst, Gefechtsübungen füllten die Tage. Reiter und Tier wurden auf Dienst trainiert, Feldtelegraphen und Heilographenlinien wurden angelegt, Signaltürme erbaut, der Sanitätsdienst eingerichtet, Mittel gegen Schlangenbisse ausgegeben und Anweisungen erteilt, wie im Falle der Not das Blut von Tieren gequillt werden mußte, um es gegen den bren-

nenden Durst zu verwenden. Eine genaue Kalaharifarte stellte Erckert persönlich her.

Die Vorbereitungen waren bis aufs Letzte beendet, Nachschub und Wasser- und Nahrungsvorsorge geregelt, als Erckert am Abend des 12. März mit seinem Kamelreiterskorps in Stärke von 27 Offizieren, 373 Reitern, 4 MG's, 710 Kamelen von der Wasserstelle Geinab an der englischen Grenze in die Tiefe der Kalahari zog. Ein jeder Reiter war sich seiner Aufgabe bewußt, war erfüllt von dem Willen des Führers, den Feind anzufinden und zu schlagen. Jeder Reiter wußte, daß innerhalb von neun Tagen Himmarsch, Kampf und Rückmarsch erfolgen mußten, daß nur so lange feur Proviant und Wasser reichte. In hartem Ritze, bei oft qualvollem Durst, dabei Staub, Feuer und Licht vermeidend, folgte das Expeditionskorps in lautlosem Marsch der Spur, die zu Simon Koppers Lager führen sollte. Am 15. März abends war die Werts erreicht, noch in der Nacht wurde sie in weitem Bogen umstellt und in der ersten Morgendämmerung des 16. März angegriffen.

Hierbei fiel wohl als erster Friedrich v. Erckert. Getren den Lehren, die er seinen Reitern in 50 Soldatenregeln gegeben hatte und von denen eine lautete: „Ein jeder bedenke, daß im Kriege sein Leben nichts gilt, die Sache aber, für die er es einzusetzen hat, alles.“

Der Führer war gefallen, doch der Angriff ging weiter und in ununterbrochenem Saumlauf wurden unter Hauptmann Grimms Kommando in zwei Stunden die Stellungen der Koppelente genommen. Noch am gleichen Tage trat das Expeditionskorps vom Gefechtsfelde von Seafub den Rückmarsch an. Aufser dem Führer, Friedrich v. Erckert, waren Lt. Ebinger und 11 Mann gefallen. 58 Hottentotten lagen tot auf dem Gefechtsfelde.

In 16 Tagen war vollendet, was 8 Monate Vorbereitung gekostet hatte.

Ohne weitere Verluste erreichte die ermüdete Truppe dank Erckerts Vorbereitungen wieder ihre Stationen.

„Gelingt mir die Unternehmung, so war sie mein eigenes Werk, von Anfang bis Ende“, so hat Erckert kurz vor dem letzten Ausmarsch geschrieben und auch mit Recht, denn keine Expedition in Südwest ist mit der Gründlichkeit vorbereitet worden, wie die von Erckert. Keine hatte aber auch größeren Erfolg.

Erckerts geniale Persönlichkeit zeigt den Soldaten, wie er sein soll. Mit Leib und Seele ist er dem Beruf ergeben. In seinem stahhartem Charakter gefeilt sich ein klarer Verstand und hohe Pflichttreue. Er war ein absonnt nüchtern denkender Mensch, und doch zeigten sich ideale Züge bei ihm, ein für die Natur unendlich empfindliches Gemüt, so daß er immer wieder ergriffen ist von der gewaltigen Größe der harten Einsamkeit der Kalahari. Auch er ist ein einfacher Mensch und doch ein wahrhaft treuer Kamerad. Aufopfernd ist seine Fürsorge für jeden ihm unterstellten Soldaten.

Er verstand es, in die Gedanken der anderen sich hineinzuversetzen. Genau so, wie er seine eigene Seele durchforschte und durchgrübelte, so durchdenkt er jede Aufgabe, die ihm gestellt wird, prüft jede erdenkliche Möglichkeit, vergißt nicht die geringste Kleinigkeit und geht allen Dingen auf den Grund.

In Erckerts Nachlaß fand man einen Zettel mit folgenden flüchtig hingeworfenen Sätzen, die die charakteristischen Züge dieses außergewöhnlichen Mannes klar hervortreten lassen:

„In erster Linie die größte Selbstachtung. Nichts Gemeines tun, Leib und Seele rein halten. Sich stets beherrschen; selbstlos, heiter und mutig sein. Jede Art Schmerz still tragen. Sich sagen, daß eine gerade aufrechte Haltung auch die Neugier einer geraden aufrechten Seele ist. Sich an einfachen Dingen erfreuen; nichts Unmögliches verlangen, an ein erreichbares Ziel aber Geduld, Ausdauer, konzentrierten Willen wenden. Bleibe wie im Schmutz. Auch der Beste kann gelegentlich hineinfallen, aber drin zu bleiben braucht niemand. Geduld und Selbstbeherrschung machen das Leben angenehm und würdig.“

Erckerts Name lebt fort in Hans Grimms „Volk ohne Raum“ und Adolf Fischers „Südwestler Offiziere“. Das unvergängliche Denkmal aber setzte er sich selbst durch seine eigene Tat, die Erschließung der unendlichen Weiten der Kalaharisteppe.



Links:
Meeresstrand bei São Vicente (Santos)



Rechts:
Felsenbett des Araraquara (Staat Goyaz)

Wandel in der französischen Presse

Von unserem Mitarbeiter Dr. Kurt Hefel (Paris)

Die Gründung der französischen „Volkfront“ in den Massenversammlungen und bei den Umzügen und Kundgebungen gegen die damaligen reaktionären Rechtskabinette zu Ende des Jahres 1935 und dann in den ersten Monaten des Jahres 1936 bis zum Regierungsantritt des ersten Kabinetts Blum nach den siegreichen Maiwahlen hat auf fast allen Gebieten des französischen Staats- und Gesellschaftslebens wesentliche Veränderungen hervorgerufen und so nicht zuletzt auch auf dem öffentlichen Meinungsleben und des Pressewesens. Der Klassenkämpferische Grundzug der Volksfrontgründung hat ebenso, wie in die allgemeine Innenpolitik des Landes, so auch in den politischen Meinungskampf eine Schärfe getragen, wie man sie bisher in Frankreich nicht gekannt hatte. Auch im französischen Pressewesen scheiden sich heute die Geister danach, ob man Anhänger oder Gegner der „Volkfront“ ist. Natürlich hat die Vertretung des Volksfrontgedankens in der Presse dadurch eine starke Förderung erhalten, daß seit zwei Jahren Volksfrontkabinette verschiedener Schattierungen am Ruder gewesen sind und aller Voraussicht nach auch noch bis zu den nächsten Wahlen, die im Frühjahr 1940 fällig sind, die Macht ausüben werden. Auf der Oppositionsseite kommt die hoffnungslose Uneinigkeit der französischen Rechten auch in deren Presse zum Ausdruck. Während früher in Paris fast ausschließlich die nationalen Zeitungen und chauvinistischen Blätter das Feld beherrschten, haben hier die beiden letzten Jahre nicht geringe Umschichtungen zugunsten der Linkspresse ergeben. Hinzu kommt, daß die französische Presse auch unter der allgemeinen Wirtschaftskrise, dem Währungsverfall und der Teuerung schwer zu leiden hat. Das Anzeigengeschäft, das in den französischen Zeitungen nie sehr stark entwickelt war, ist weiter erheblich zusammengeschrumpft. Der Einzelverkaufspreis ist von 25 Centimes auf 50 Centimes (beim „Temps“ von 40 auf 75 Centimes) heraufgesetzt worden, aber deckt heute noch weniger, denn ehemals, die verhältnismäßig stärker gestiegenen Papier- und Druckkosten.

In der letzten Zeit hat die Einstellung des „Echo de Paris“ bei weitem am meisten Staub aufgewirbelt. Diese alte Rechtszeitung, die gleichzeitig als Organ des französischen Katholizismus und des Generalfstabes galt, hat in den über fünfzig Jahren ihres Bestehens einen außerordentlich starken Einfluß auf das politische Leben in Frankreich ausgeübt. In ihren bedeutenden Mitarbeitern gehörten Albert de Mun und Maurice Barrés. In der jüngsten Zeit waren erheblich weniger rühmlich der Aufseher Pierre Drieu la Rochelle, dem Namen Gérard-Grünbaum, und der Leiter des innenpolitischen Ressorts, Henri de Kerillis, bekannt. Bereits vor Jahresfrist hatte das „Echo de Paris“ eine schwere Krise durchgemacht. Zwischen dem Herausgeber des Blattes, Henry Simond, und dem Hauptaktionär, einem Neffen des früheren Pächters der Spielfäle von Monte Carlo, namens Francois Edmond-Blanc, war es zu Zwistigkeiten gekommen, da letzterem der scharfe innerpolitische Kurs von Henri de Kerillis nicht behagte. Da Henry Simond sich dem Diktat seines Hauptaktionärs nicht fügen wollte, schied er aus und gründete damals fast mit dem ganzen ihm treugebliebenen Redaktionsstab die „Epoque“. Nur Pierre Drieu la Rochelle verblieb im „Echo de Paris“, was auf den Grund der Zwistigkeiten ein bezeichnendes Licht warf. Während die „Epoque“, deren Herausgeber Henry Simond bald nach der Gründung starb, inzwischen zum Kleinformat übergegangen ist und sich nur durch Sammlungen unter ihrer Leserschaft, deren letzte über eine Million Franken ergab, mühsam am Leben zu erhalten vermag, hatte dem reichen Hauptaktionär des „Echo de Paris“ die Stützung der von ihm erworbenen Zeitung in einem Jahre so hohe Kosten verursacht, daß er sich zum Verkauf entschloß. Der Titel des Blattes und sein stark zusammengekaufter Abonnentenstamm wurde von dem Herausgeber des „Jour“, dem sehr bekannten Pariser Publizisten Léon Bailby, für etwa zwei Millionen Franken erworben, nachdem auch Henri de Kerillis bis zur Höhe von etwas über eine Million mitgeboten hatte. Seitdem hat der „Jour“ den Untertitel „Echo de Paris“ erhalten und bemüht sich, die Tradition des alten Rechtsblattes und Organs des Katholizismus und Generalfstabes fortzuführen. Auf der Strecke geblieben ist Pierre Drieu la Rochelle, für dessen Sowjetkurs in der entschieden bolschewistischen Redaktion des „Jour“ keine Möglichkeit war. In der politischen Wochenzeitschrift „Europe Nouvelle“ hat er ein neues Organ für seinen Deutschlandglauben gefunden.

Léon Bailby, dessen Zeitung nunmehr als führendes Organ der französischen Rechten angesehen werden muß, stand schon vor Jahren im Mittelpunkt einer Zeitungs-Affäre, die damals größtes Aufsehen erregte. Er war der Direktor der bei weitem größten Abendzeitung, des „Intransigeant“, und wurde hinterwärts vom dem Getreidejuden und Abgeordneten Louis Dreyfus, der in aller Stille die Aktienmehrheit des Blattes aufgekauft hatte, aus der Leitung verdrängt. Damals hatte Léon Bailby, wie es hieß: mit amerikanischem Geld, den „Jour“ gegründet. Mit dem „Intransigeant“ dagegen ging es langsam aber ständig bergab. Die damals noch unbedeutende Konkurrenzzeitung „Paris Soir“ erlebte durch geschickte Anfnahme, umfangreiche Bebilderung und nicht zuletzt Betonung außenpolitischer Reportagen einen sensationellen Aufstieg und ist heute mit einer Auflage von rund zwei Millionen Exemplaren die bei weitem größte französische Zeitung überhaupt geworden. Ihr Besitzer, der Papierfabri-

kant Beghin, dem auch das einzige Mittagsblatt, der „Paris Midi“ mit annähernd 200.000 Auflage gehört, hat schließlich den völlig heruntergekommenen „Intransigeant“ dazu gekauft, der heute noch als gesellschaftlich betontes Blatt weiterbesteht und dadurch ein gewisses Ansehen genießt, daß die Leitung in den Händen des ehemaligen Kriegsministers und langjährigen Vorsitzenden der Armekommission, Oberst Fabry, liegt. Im letzten Jahr ist dann dem „Paris Soir“ in dem mit erheblichen Geldern ausgestattetem jüdisch-kommunistischen „Ce Soir“ ein unangenehmer Konkurrent entstanden, der den „Paris Soir“ mit dessen eigenen Waffen, d. h. durch getreue Nachahmung der von diesem erprobten Methoden, zu schlagen versucht.

Es ist nicht zufällig, daß die größte französische Morgenzeitung mit etwa einer Million Auflage, der „Petit Parisien“, der vor dem Aufstieg des „Paris Soir“ sogar an der Spitze sämtlicher französischer Zeitungen marschierte, ebenfalls einem Papierfabrikanten, Pierre Dupuy, gehört. Es ist das Hauptmerkmal der großen französischen Massenpresse, daß sie sich im Besitz einiger weniger, wirtschaftlich außerordentlich starker Kapitalisten befindet. Eine Ausnahme bilden nur einige große Provinzialblätter, die, wie der „Ouest-Eclair“ und die „Dépêche de Toulouse“, eine Auflage bis zu 200.000 Exemplaren haben, sich in altem Familienbesitz befinden und eine gewisse Bodenständigkeit bewahrt haben. Wohl gelangen die großen Pariser Boulevard-Blätter in Mengen in die Provinz. Die großen Reportagen, die spannenden Prozeßberichte, die Schilderungen von Sportereignissen und Pariser Klatschgeschichten werden eifrig gelesen. Aber über die politischen Kommentare geht der Provinzler mit einem verständnisvollen Lächeln, das um die kapitalistischen Hintergründe weiß, hinweg und verläßt sich darin lieber auf seine eingeseffene Zeitung. So gibt es

in Frankreich noch ein verhältnismäßig starkes und gesundes Pressewesen in der Provinz, dessen Bedeutung leider in Deutschland immer noch unterschätzt wird.

Die ausgesprochenen politischen Meinungsblätter, die als Organe von Parteien oder auch einzelner bedeutender Politiker gelten und deswegen nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland übertriebenermaßen zitiert werden, haben fast durchweg nur eine ganz geringe Verbreitung. Die radikalsozialistische „République“, die „Ere Nouvelle“, die lange Zeit als Blatt Herriots galt, die Abendzeitung „La Liberté“, das Organ Dorlots, das Gewerkschaftsblatt „Le Peuple“, das Blatt der Generalfstabler, heute „französische Sozialpartei“, „Le Petit Journal“, und auch der sozialdemokratische „Populaire“, das Organ der stärksten Regierungspartei, haben sämtlich nur Auflagen, die weit unter 100.000 zurückbleiben, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß ein fester Abonnentenstamm fast gar nicht vorhanden ist, und die Zahl der Remittenten diejenigen der verkauften Exemplare um ein vielfaches übertrifft. Etwas besser stehen lediglich das radikalsozialistische „Gendreau“ und die kommunistische „Humanité“ da. Das „Gendreau“ hat schon immer im Lager der französischen Linken eine gewisse geistige Führung innegehabt, während das kommunistische Zentralorgan infolge der ziemlich straffen Parteidisziplin über einen Beziehungsstamm verfügt, der ihm eine Auflage über der 100.000-Grenze ermöglicht. Eine Sonderstellung nimmt der verhältnismäßig seriöse „Temps“ ein, der dem Comité des Forges gehört und dessen außenpolitische Leitartikel halbamtlichen Charakter haben. Als jüngste Neugründung ist in diesem Zusammenhang noch der „Messidor“ zu nennen, eine politische Wochenzeitschrift, die von der marxistischen Gewerkschaft ins Leben gerufen worden ist, und mit der die Linke die überragende Stellung der großen rechtsgerichteten Wochenzeitung „Gringoire“ angreifen will.

Doch die nicht geringe politische Bedeutung der französischen Wochenzeitungen und Zeitschriften kann in diesem Rahmen nicht mehr behandelt werden.

Benesch und das Burgenland

Von Dr. H. J. Beyer, Stuttgart, Leiter der

Arbeitsstelle für auslandsdeutsche Volksforschung.

Unter allen früheren Bundesländern Oesterreichs hat der Teil des Burgenlandes, den wir heute mit dem Verwaltungsbegriff „Burgenland“ bezeichnen, am eindeutigen und geschlossenen für die Bildung des Großdeutschen Reiches gestimmt. Das ist dem nicht verwunderlich, der im Grenzland gelobt hat. Das ist vor allem aber auch dem nicht überraschend, der weiß, daß magyarische Parteien in vorwiesiger Menge waren, in Ungarn den Ansturm des Burgenlandes an Ungarn zu propagieren — und wenn man weiß, daß das Burgenland in den Träumen der Tschechen von einem slavischen Großreich keine geringe Rolle gespielt hat. Durch das Burgenland hindurch sollte ein Korridor geschaffen werden, der die Tschechoslowakei und Jugoslawien verbindet, wobei von Anfang an bemerkt werden muß, daß die Jugoslawen sich diesem Plan gegenüber ziemlich kühl und zurückhaltend verhielten. Die Volksabstimmung vom 10. April hat sowohl den Magyaren als auch den Tschechen eine eindeutige Antwort gegeben, sodaß wir uns rein historisch, lediglich der wissenschaftlichen Wahrheit zuliebe mit diesem Korridor befassen wollen. Wir folgen dabei der Ofterauforderung des Präsidenten Benesch, der „Wahrheit und Frieden“ als seine Devise beiseichnete.

Auch in der deutschen Öffentlichkeit ist vielfach die Meinung vorhanden, der Plan eines Burgenland-Korridors sei lediglich das Hirngespinnst einiger überpanneter Nationalisten gewesen, die man nicht ernst nehmen dürfe. Diese Meinung wurde vor allem dadurch genährt, daß Masaryk und Benesch in ihren Schriften diese Frage sehr stark in den Hintergrund drängten, als ob ihnen an diesem Punkte nichts gelegen sei. Nachdem das Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht die amtlichen Memoranden veröffentlicht hat, die die tschechoslowakischen Abgeordneten der Pariser Friedenskonferenz vorlegten, sind wir über diese ganze Angelegenheit genauer unterrichtet, sodaß wir einwandfreie Aussagen machen können.

Aus der Erforschung des Verlaufs der Pariser Konferenz wissen wir, daß die Amerikaner und Engländer sehr bald mit den Tschechen unzufrieden geworden waren. Amerika hatte den Tschechen zunächst überhaupt keinen eigenen Staat, sondern nur eine Autonomie und dann schließlich lediglich einen Staat zugebilligt, dem nur 30 vH. der Sudeten- und Karpatenrussen einverleibt würden, während 70 vH. — wie auch Oesterreich — das Recht zum Anschluß an das Reich haben sollten. Wegen dieser Stimmung, die zu überwinden sich die Franzosen immer wieder mühten, mußte Benesch sehr vorsichtig vorgehen. Deshalb deutete er die Burgenland-Frage nie an.

Bereits im Memorandum 2 wurde eine Nachbarschaft der Jugoslawen und Tschechen als wünschenswert bezeichnet. Die Deutschen und Magyaren hätten ihre „verbrecherische Politik“ nur dadurch betreiben können, daß sie Nord- und Südslawien voneinander trennen. Deshalb müsse man jetzt Deutsche und Magyaren durch einen Korridor trennen, um so „ihre wirksames Bündnis gegen die Slawen zu verhindern.“ Etwas später heißt es, dieser Plan sei „vor allem diktiert durch die Sorge,

die Magyaren nicht im Kielwasser der deutschen aggressiven und imperialistischen Politik zu lassen.“

In einem besonderen Memorandum ist dann die Abgrenzung des Gebietes, das außer dem jetzigen „Burgenland“ auch zumeist deutschen Gebiete Westungarns umfaßte, genau angegeben.

Ans Benesch' Erinnerungen wissen wir, daß die meisten dieser Memoranden von dem gegenwärtigen tschechoslowakischen Staatspräsidenten persönlich verfaßt wurden. Auf jeden Fall hat er sie alle gebilligt, weil er es war, der sie in Paris überreichte. Ingherem wissen wir, daß Benesch ernsthaft versucht hat, das in diesem Memorandum ausgedrückte Ziel zu erreichen. Er sprach mit den verschiedensten Staatsmännern über den Burgenland-Korridor, vor allem in Januar und Februar 1919. Bereits im Januar hatte er eine Landverbindung mit Jugoslawien und Rumänien gefordert, um so Ungarn ganz einzukreisen zu können. Und obwohl ein englischer Vertreter ihn auf die Unmöglichkeit und Tollheit dieses Projektes hingewiesen hatte, trug er die Angelegenheit am 5. Februar dem Rat der Völker — allerdings in einer sehr vorsichtigen Form — vor. Ausdrücklich wiederholte er, man müsse die Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Magyaren sprengen.

Die Engländer und Amerikaner waren es, die dann durchsetzten, daß der Korridorplan abgelehnt wurde. Frankreich unterstützte die Tschechen bis zum letzten Punkte. Trotz dieser Niederlage haben übrigens bestimmte tschechische Kreise an dem Gedanken festgehalten und bei späterer Gelegenheit entsprechende Versuche gemacht. Heute ist die Frage des Burgenland-Korridors eine Sache der Vergangenheit, der erledigten und toten Vergangenheit.

Tot ist jedoch nicht die Erinnerung, daß Benesch damals nicht „Wahrheit und Frieden“ sondern „Kampf den Deutschen“ als seine Devise hatte. Tot ist auch nicht die Erinnerung daran, daß der tschechoslowakische Staat unter einigen Bedingungen von völkerrechtlicher Bedeutung geschaffen wurde, wie etwa unter der Bedingung, daß der ganze Staat nach dem Muster der Schweiz — wie E. Höglle an Hand einer Note Benesch' in der „Auslandsdeutschen Volksforschung“ I, 1937 nachgewiesen hat — eingerichtet werden sollte und daß den Sudetenrussen, den Slowaken und den Karpaten-Ukrainern auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes und anerkannter Verträge Autonomie gewährt wird — Bedingungen, die bis zum heutigen Tage nicht erfüllt wurden.

Friede setzt Recht voraus. Das Recht der Völker in der Tschechoslowakei steht bis heute auf dem Papier. Wahrheit aber ist nicht bloß ein Zukunftsbegriff, sondern ein Begriff, der in sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereint. Wahrheit ist, daß Benesch den Deutschen auch noch das „Burgenland“ entreißen wollte, obwohl es — wie er selbst zugibt — keine beachtliche slavische Bevölkerung besitzt. Wahrheit ist auch, daß die Bedingungen, unter denen man 1919 den neuen Staat schuf, nicht erfüllt sind. Und Wahrheit ist endlich, daß die tschechische Politik damals grundsätzlich auf einen antideutschen Kurs festgelegt worden ist. Ist das die Wahrheit, die siegen soll?

Offiziersränge in den Armeen

Gruppe I

umfaßt in Deutschland, in der Schweiz, Holland

und England die drei Dienstgrade Leutnant, Oberleutnant und Hauptmann (in England captain

genannt). In der italienischen, französischen, belgischen und jugoslawischen Armee bestehen ebenfalls die gleichen drei Dienstgrade. Sie lauten aber: Unterleutnant (sottotenente, sous-lieutenant, Pod Porucnik), Leutnant und Kapitän, wobei der Dienstgrad des Unterleutnants dem Leutnant bei uns entspricht, der des Leutnants dem deutschen Oberleutnant, der des Kapitäns dem Hauptmann bei uns; in Italien capitano, Frankreich und Belgien capitaine, Dänemark Kaptein, Jugoslawien Kapetan, Polen und Tschechei Kapitän genannt. In der polnischen und tschechoslowakischen Armee gibt es dagegen vier Dienstgrade: Unterleutnant, Leutnant, Oberleutnant und Hauptmann. Der Ausdrück Leutnant — französisch lieutenant, d. h. „Stellvertreter“ — war in früheren Jahrhunderten ganz allgemein die Bezeichnung für einen Dienstgrad im Heer, der zur Stellvertretung des nächsthöheren Offiziers berechtigt war. Im Mittelalter wählte jeder Hauptmann eines Fähnleins einen Stellvertreter, einen Lokotenenten, den späteren „Leutnant“. Auch gegenwärtig bedeutet, dies sei hier eingefügt, Oberst-Leutnant und General-Leutnant die dem betreffenden höheren Offizier am nächsten unterstehende, also zur Vertretung berufene Rangstufe. Dadurch kommt es, daß der General-Leutnant (der Vertreter des Kommandierenden Generals) einen höheren Dienststrang einnimmt als der General-Major.

In früheren Jahrhunderten war der Anführer eines Fähnleins der „Hauptmann“; seine Befehlsgewalt war sehr umfangreich; denn über ihm stand nur der Obrist und der Heerführer, letzterer oft „Feldhauptmann“ genannt. Im Laufe der Entwicklung der stehenden Heere wurde in der Gliederung der Offizierskorps allmählich, als mehrere Kompanien bzw. Batterien zu Bataillonen bzw. Abteilungen zusammengefaßt werden mußten, Zwischengrängen eingeführt.

Gruppe II

umfaßt die Majore, Oberstleutnants und Obersten. Diese drei Rangstufen von Stabsoffizieren sind in fast allen europäischen Staaten die gleichen; nur in der Tschechoslowakei gibt es in dieser Gruppe noch als jüngsten Dienstgrad den des Stabshauptmanns. Letzterer gehört, wie ausdrücklich festgesetzt ist, nicht zu der Klasse der Hauptleute, sondern nimmt den jüngsten Dienststrang in der Gruppe der Stabsoffiziere ein.

Die Majore wurden früher Oberwachmeister genannt. Dieser Titel ist im 16. Jahrhundert, als sich die Offizierskorps bildeten, entstanden. Wie bei der Kompanie der Feldweibel (Wachmeister) für den inneren Dienst, Besoldung, Bekleidung usw. zu sorgen hatte, so war dies beim Regiment Aufgabe der Oberwachmeister. Im spanischen Heere wurden sie „Mayor“ genannt. Diese Bezeichnung ging im Laufe der Zeit in die andere Heere über, zumal als die Betreffenden auch für die taktische Ausbildung der Offiziere zu sorgen hatten. Nachdem bei der Infanterie mehrere Kompanien zu Bataillonen zusammengefaßt wurden, erfolgte ihre Unterstellung unter den Major. Diese Benennung des Bataillonskommandeurs gilt heute noch in fast allen Armeen; nur in Frankreich und Belgien lautet die Bezeichnung commandant.

Die Oberstleutnants, die Stellvertreter der Obersten — in Jugoslawien Pod Pukovnik, wörtlich überseht Unter-Oberst — haben im Frieden einen Teil der inneren Verwaltung des Regiments und sind vor allem für den Kriegsfall als Kommandeure der Reservebataillone bestimmt.

Gruppe III

Die Gruppe der Generale, umfaßt Generalmajor, Generalleutnant, Kommandierender General (diese auch General der Infanterie bzw. Kavallerie und Artillerie genannt), Generaloberst und Generalfeldmarschall. Die Generalmajore befehligen in fast allen Ländern Brigaden und heißen daher in Frankreich, Polen, Jugoslawien und der Tschechoslowakei direkt „Brigadegenerale“. In Italien und England gilt die gleiche Bezeichnung wie bei uns (maggiore generale und major-general). Die Generalleutnants befehligen durchweg Divisionen und führen deshalb in Frankreich, Jugoslawien, Tschechoslowakei und Polen den Titel Divisionsgeneral, während der Dienstgrad in Italien und England dem deutschen entspricht (tenente generale, lieutenant-general). In der früheren österröichischen Armee hieß der Divisions-Kommandeur Feldmarschall-Leutnant; alle anderen Dienstgrade waren die gleichen wie bei uns, was ja auch eigentlich selbstverständlich war, da es sich um ein jahrhundertlanges deutsches Land handelt. In der Schweiz heißt der eine Division befehligende General „Oberdivisionsär“, der Korpskommandant „Oberkorpskommandant“. Die Kommandierenden Generale in den fremden Armeen führen vielfach, ebenso wie in Deutschland, die Bezeichnung ihrer Waffe im Titel, also General der Infanterie bzw. der Kavallerie oder Artillerie. In Italien heißt der Führer eines Armeekorps, dem deutschen Kommandierenden General entsprechend, comandante di corpo d'armata, in Jugoslawien nach dem gleichen Grundsatz Armisti General.

Den Rang eines Generals der Infanterie gibt es in Frankreich nicht. Die Kommandierenden Generale sind Divisionsgenerale, die jedesmal für drei Jahre mit der Führung eines Armeekorps betraut werden.

Generaloberst ist meist der Dienststrang eines Armeeführers.

Der Feldmarschall war im frühen deutschen Mittelalter nur der Befehlshaber der Reiterei des Königs. Seine Stellung entwickelte sich erst im Laufe der Zeit zu der großen Bedeutung und Selbständigkeit. Seit dem Großen Kurfürsten ist der „Generalfeldmarschall“ in allen Armeen die höchste Auszeichnung, die ein Offizier erhalten kann.

Von Major a. D. E a y m a n n.

Die berüchtigten Sixtus-Briefe

Ein Kapitel habsburgischen Verrats + Von Werner v. Lojewski

I.

Der Verrat

Im April 1918 hob sich der Vorhang über dem letzten Akt eines Zwischenstücks, das zu den erregendsten und abgründigsten des Weltkrieges gehört: der Sixtus-Briefe.

Ihre Vorgeschichte reicht freilich bis in die Zeit des Kriegsausbruchs zurück. Erzherzog Karl Franz Josef, nach dem Mord von Sarajewo Thronfolger der österreichisch-ungarischen Monarchie, hat auf seinem Schloß Hagenfeld Unterredungen mit seinem Schwager, Prinz Sixtus von Parma, der mit Leib und Seele Franzose ist. Karl und Sixtus kommen darin überein, daß sowohl das Interesse Habsburgs wie das Frankreichs es gebiete, ein von Deutschland unabhängiges Oesterreich zu stützen und Deutschland zu zerschlagen, um „Preussens Vorkherrschaft“ zu zerbrechen. Bereits im Herbst 1916, noch zu Lebzeiten des Kaisers Franz Josef, läßt inoffiziell Sixtus, in zwischen belgischer Offizier geworden, durch Mittelstämmer in Paris wissen, daß, wie er die Verhältnisse in Wien kenne, Möglichkeiten gegeben seien, einen separaten Frieden Habsburgs mit den Alliierten zu erörtern. Es sei vielleicht zweckmäßig, die Verhandlungen bald zu beginnen, damit man schon zu entscheidenden Beschlüssen bereit sei, wenn der neue Kaiser den Thron besteige. Das geschieht noch im Dezember desselben Jahres.

Ende Januar 1917 treffen Sixtus und sein Bruder Kaver, auch dieser Offizier im belgischen Heer, wahlweise mit französischen Diplomaten, in strengstem Intognito ihre Mutter, die Herzogin von Parma, in Neuenburg in der Schweiz. Kaiser Karl läßt Sixtus wissen, daß er zu Friedensverhandlungen bereit sei und voll darauf vertraue, daß Sixtus ihn nach Kräften unterstützen werde. Sixtus nennt vier Punkte, die nach seiner Auffassung unerlässliche Voraussetzungen für solche Verhandlungen sind: Rückgabe Elsaß-Lothringens ohne Entschädigung Deutschlands, Wiederherstellung Belgiens, Wiederherstellung des durch Albanien vergrößerten Serbiens, Uebergabe Konstantinopels an die Russen. Anfang Februar teilt Kaiser Karl durch einen Kurier, den ungarischen Grafen Thomas von Erdödy, der die Prinzen im Hause eines den Franzosen wohlbekannten Privatmannes in Neuenburg trifft, mit, daß er bereit sei, drei Punkte anzunehmen. Es sind diejenigen, die Habsburg nichts kosten: Belgien, Konstantinopel, Elsaß-Lothringen. Zum vierten Punkt macht Karl einen Gegenvorschlag. Er will ein autonomes Königreich Jugoslawien errichten mit Bosnien, Herzegowina, Serbien, Albanien und Montenegro. Aber König dieses neuen Staates soll werden — ein österreichischer Erzherzog, und das neue Königreich soll in den Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie gestellt werden, die Hausmacht Habsburgs so verabsäuernd. Das ist der Preis, um den Karl bereit ist, abzufallen, einen eigenen Frieden zu schließen, von dessen Vorbereitung Deutschland nichts erfahren soll. Der Kurier des Kaisers geht zwischen Wien und Neuenburg mehrfach hin und her. Sixtus fährt wiederholt nach Paris. Bei Nacht und Nebel wird er von Erdödy mit seinem Bruder zweimal nach Oesterreich geschmuggelt, wo sie den Kaiser und die Kaiserin in aller Heimlichkeit in Erenburg treffen. Karl macht gar keinen Hehl daraus was er will. Zu einer Note seines Außenministers, Graf Czernin, die acht Punkte als Verhandlungsgrundlage enthält, macht er schriftliche Anmerkungen der Art: „Belgien ist Unrecht geschehen. Unser einziges Ziel ist, die Monarchie in ihrer jetzigen Größe zu erhalten. Wir werden Frankreich unterstützen und mit allen Mitteln einen Druck ausüben, damit Deutschland auf Elsaß-Lothringen verzichtet“. Am 23. März schreibt er den berühmten Kaiserbrief, auf einem Briefbogen mit schwarzem Trauerband. Er befaßt, vornehmlich was Elsaß-Lothringen anlangt, dasselbe. Einige Wochen später folgt ein zweiter Brief.

Der Präsident der französischen Republik, Poincaré, erkennt die Möglichkeit, die Front der Mittelmächte, die eben in diesen Tagen schwere innere Krisen der Alliierten erzwungen hat, von oben her aufzuspalten. In seinen Gesprächen mit Sixtus begriff er, wie sehr der Schwager des österreichisch-ungarischen Kaisers eine Linie verfolgt, die seit Jahrhunderten zu den Grundfragen der französischen Diplomatie gehört: die Einigung des deutschen Volkes zu verhindern, Habsburg gegen Hohenzollern auszuspielen, eine Dynastie gegen die andere zu stützen und anzuzwiegeln, damit das Reich nicht zur Ruhe kommt. Deshalb wird bei diesen Unterhaltungen im Elysee ohne Umschweife die Aufstellung Deutschlands ins Gespräch gezogen. Sixtus entwickelt einmal den Plan, man müsse Bayern wieder selbständig machen, ebenso Sachsen, der Großherzog von Hessen müsse ernannt werden, sein Land nach Norden auszudehnen, das Königreich Hannover solle wieder entstehen. Er sagt, er gehe noch weiter als Poincaré und sei für die Neutralisierung des linken Rheinufers, damit dort nie wieder eine deutsche Armee gebildet werden könnte, worauf Poincaré ihm lächelnd bedeutet, der Präsident der Republik könne nicht immer erkennen lassen, wie weit seine Gedanken gehen, aber er sei kaum anderer Meinung als der Prinz.

Nur eine Schwierigkeit taucht auf: Frankreichs Verpflichtungen gegenüber Italien. Es hat, als Italien in den Krieg eintrat, diesem unter anderem Tirol versprochen, und es kann, das ist der Sinn der Allianz, nicht Frieden schließen ohne Italien. Demgegenüber drängt Karl, der in dieser Hinsicht

keine Zugeständnisse machen will, weil sie seine Hausmacht schmälern würden, darauf, daß erst einmal Verhandlungen zwischen Wien, Paris und London zu Ende geführt werden. Dann könne man weiter sehen. Dazu ist Poincaré bereit. Es wird der Gedanke eines geheimen Waffenstillstandes erwogen. Man spricht davon, daß Habsburg für die Abtretung Tirols durch Schlessien oder Bayern entschädigt werden könnte.

Aber inzwischen kommt in Paris Ribot an die Regierung, und der neue französische Ministerpräsident mit dem Horizont des Parlamentarier, pedantisch genau, verlangt, daß Italien von den bisher streng geheim gehaltenen Verhandlungen unterrichtet wird. Sixtus wittert Gefahr. Er bietet das Neueste an, damit die Person des Kaisers unter keinen Umständen in die Erscheinung tritt, er makt graufige deutsche Forderungen an die Wand, falls Karls hintergründiges Spiel entdeckt werden sollte. In Saint Jean de Maurienne, wo Ribot, Lloyd George, der begeistert ist von der Aussicht des separaten Friedens, und der italienische Außenminister Sonnino sich treffen, ist auch von Karls persönlicher Aktion nicht die Rede. Aber als die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Oesterreich von Ribot und Lloyd George verabredungsgemäß zur Sprache gebracht wird, erklärt Sonnino, als ahne er, worum es geht: Italien könne keinen Frieden schließen, es seien denn alle Ziele erreicht, um derenwillen es in den Krieg ging. Sonst würde die Regierung hinweggehen, der König abgesetzt, die Revolution ausgerufen und der Krieg bis aufs Messer proklamiert.

Es kam nun darauf an, zu erreichen, daß Kaiser Karl, bevor die Verhandlungen begannen, Tirol grundsätzlich Italien zugestand. Aber wie Sixtus deswegen verhandeln will, wird ihm in Wien erklärt, man habe ein unmittelbares italienisches Friedensangebot erhalten, das nichts weiter fordere als das italienisch sprechende Tirol. Das Angebot habe der kriegsmüde General Cadorna im Einvernehmen mit dem König machen lassen, ohne daß Sonnino unterrichtet sei. Jedoch, auch zu diesem Zugeständnis mögen sich Karl und Czernin nicht verstehen. Sie argumentieren, daß man ein Gebiet nicht abtreten könne, das der Feind gar nicht befehligt habe, ein Grundsatz, den sie freilich nicht beachten, als die Frage der Friedensverhandlungen weiter zu besprechen, vor allem, um dem italienischen König die Vertrauensfrage zu stellen, ob er, wie behauptet wird, das angebotene Friedensangebot kenne. Die Italiener, denen man vorher den Zweck der Zusammenkunft der drei Staatsoberhäupter nicht anseinerseits sagen kann, antworten, einmal uns andere, sie sähen nicht ein, weshalb man eben jetzt eine solche Zusammenkunft veranstalten solle. Sie kommen nicht, Tag um Tag, Woche um Woche vergeht, die Aktion des Prinzen Sixtus verläuft im Sande. Eine neue wird ausgemacht: zwischen dem österreichischen Baron Reverteira und einem Vertrauensmann Clémenceaus, dem französischen Offizier Iremans, gleichfalls in der Schweiz. Im Zusammenhang mit ihr wird ein Jahr später die Vermittlung des Prinzen Sixtus und die Rolle, die Kaiser Karl dabei spielt, unter dramatischen Umständen aufgedeckt.

II.

Die Aufdeckung.

Im Frühjahr 1918 bricht die deutsche Offensive an der Westfront los. Ihr Ziel: die Erzwingung der Entschädigung des Krieges. Am 2. April erklärt Graf Czernin in Wien, die Regierung habe alles getan, um diese neue, Zehntausende von Opfern fordernde Offensive zu vermeiden. Frankreich habe vor ihrem Beginn um Mitteilung von Bedingungen für Friedensverhandlungen gebeten, und er habe geantwortet, Frankreich müsse seine Ansprüche auf Elsaß-Lothringen aufgeben. Das aber habe Frankreich abgelehnt. Die prompte französische Antwort auf diese Anklagen ist eine Erklärung Clémenceaus. Sie besteht aus ganzen vier Worten: „Graf Czernin hat gelogen“. Nicht Frankreich, sondern Oesterreich, erklärt der Tiger, hat im Februar durch den Baron Reverteira um Mitteilung französischer Bedingungen gebeten. Und um zu unterstreichen, wie sehr man es in Wien, nicht in Paris, eilig habe, Friedensverhandlungen anzunehmen, fragt Clémenceau, ob Czernin sich nicht erinnere, daß bereits vor geraumer Zeit „eine Persönlichkeit von weit höherem Rang als der seine“ in Paris mitgeteilt hat, Wien sei zu Verhandlungen bereit? Doch, erwidert Czernin, aber die Wahrheit gebiete zu ergänzen, daß auch diese Aktion ohne Ergebnis verlaufen sei. Im übrigen, meint er, sei nicht entscheidend, zu wissen, wer die Verhandlungen über einen Frieden angeregt habe, sondern zu wissen, wer sie scheitern ließ. Und Czernin trumpft auf: „Bis jetzt hat jedenfalls Clémenceau nicht geleugnet, daß er es war, der

es ablehnte, in Verhandlungen auf der Grundlage des französischen Verzichts auf Elsaß-Lothringen einzutreten.“

„Die dünne Lüge bleibt eine Lüge“, höhnte Clémenceau am 9. April zurück. Warum der Lärm, fragt er. Um festzustellen, daß für alle französischen Regierungen wie für ganz Frankreich die Elsaß-lothringische Frage gar nicht zu diskutieren sei? Ueberflüssig, darüber zu reden, erklärt der Tiger. „Kaiser Karl hat selbst eigenhändig im März vorigen Jahres Frankreichs gerechte Ansprüche auf Elsaß-Lothringen anerkannt.“ Ein zweiter Brief habe bestätigt, daß der Kaiser im Einvernehmen mit seiner Regierung handelte. Der Sanktpepel zwischen die Mittelmächte ist meisterlich geworfen.

Die Veröffentlichung Clémenceaus hat die Wirkung einer Bombe. Die Welt horcht auf. Kaiser Karl telegraphiert an den deutschen Kaiser: „Ich weise die Behauptungen Clémenceaus mit Entrüstung zurück.“ Er versichert den deutschen Bundesgenossen mit feierlichen Worten seiner unverbrüchlichen Solidarität. Während man in Berlin in schweren Zweifeln schwankt, beginnt in Wien hinter den Kulissen ein Spiel von höchster Dramatik um die Frage: Hat Czernin um den Kaiserbrief gewußt? Czernin erklärt, er habe den Inhalt nicht gekannt, und läßt sich am 12. April von Karl eine „ehrenwörtliche Versicherung“ geben, daß die Darstellung Clémenceaus falsch sei. Die Vertrauten des Kaisers erklären später, dieses kaiserliche Eingeständnis sei erpreßt und nur unter dem Zwang der Stunde erfolgt. Es habe keine Geltung. Czernin aber, mit diesem Papier in den Händen, veranlaßt eine amtliche Mitteilung, in der es heißt: Die Angaben Clémenceaus sind von Anfang bis Ende erlogen. Darauf reagiert Clémenceau am 13. April, indem er den Wortlaut des Briefes veröffentlicht, den der Kaiser im März 1917 in französischer Sprache an den Prinzen Sixtus richtete. Darin stehen die Worte: „Es ist mir ganz besonders angenehm zu sehen, daß, obgleich wir derzeit Gegner sind, kein wirklicher Widerspruch mein Reich von Frankreich trennt, und daß ich zu der Hoffnung berechtigt bin, daß meine lebhafteste Sympathie für Frankreich, vereint mit jenen, welche in der ganzen Monarchie herrschen, für alle Zukunft die Wiederkehr des Kriegszustandes, für den mich keine Verantwortung treffen kann, verhüten werden. In diesem Zweck... bitte ich Dich... Herrn Poincaré... zur Kenntnis zu bringen, daß ich mit allen Mitteln und unter Anwendung meines ganzen persönlichen Einflusses bei meinen Verbündeten die gerechten Rück-

forderungsansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen unterstützen werde.“

Aber selbst diese Veröffentlichung der französischen Regierung bringt Wien nicht dazu, die Taktik zu ändern. Es wird weiter geleugnet. Eine offizielle Verlautbarung gesteht nun zwar zu, daß Karl dem Prinzen Sixtus im März 1917 einen „rein persönlichen Brief“ geschrieben hat. Jedoch die entscheidende Stelle, wird in Wien erklärt, sei in dem in Paris veröffentlichten Briefe falsch. In Wirklichkeit habe der Kaiser geschrieben: „Ich würde meinen ganzen persönlichen Einfluß geltend gemacht haben zugunsten der französischen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen, wenn diese Ansprüche gerechtfertigt wären. Allein sie sind es nicht.“

Zwei Tage später telegraphiert Karl abermals an den deutschen Kaiser: „Die Aufhebungen Clémenceaus sind so unter meiner Würde, daß ich nicht die Absicht habe, die Diskussion fortzusetzen. Unsere Kanonen werden im Westen die weitere Antwort darauf geben“. Der österreichische Kaiser tat gut daran. Denn am gleichen Tage veröffentlicht Clémenceau in Paris das Faksimile des Kaiserbriefes, und nun kann nicht mehr abgestritten werden, was tatsächlich geschrieben worden ist. Noch einen Tag zuvor hat Wilhelm II. an Karl telegraphiert, er habe keinen Augenblick an dessen Aufrichtigkeit gezweifelt. Jetzt ruft Clémenceau nach Wien hinüber, ob etwa Sixtus den Brief seines kaiserlichen Schwagers gefälscht haben solle? Aber von dort kommt nur noch die matte Antwort, die Person des Prinzen sei über einen solchen Verdacht erhaben. Es werde überhaupt niemand der Fälschung angeklagt. Man betrachte die Angelegenheit nunmehr als erledigt. Am 25. April tritt Czernin zurück.

Es ist heute nicht mehr die Zeit, über Schuld und Fehle zu rechten. Das Urteil der Geschichte ist gesprochen. Die Zeit ging über Habsburg hinweg. Aber in diesen Tagen, da zwanzig Jahre vergangen sind, seit diese Ereignisse in sich überstürzender Hast sich vollzogen und ein Bündnis, das auf ewig gegründet schien, in seinen Grundfesten erschütterten, ist es nützlich, sich zu erinnern, wie einzig dynastische Gründe es einem Monarchen angezeigt erschienen ließen, sich zu einem Verrat herzugeben, der seinesgleichen kaum kennt. Während das hohe Spiel Habsburgs und Parmas gespielt wurde, verblutete an der Front das Volk. Es war angetreten im Geist der Ubelungentrene, und es glaube an ihn, um deswillen Deutschland in den Krieg gezogen war und der noch zu allen Zeiten deutsche Menschen aller Gans in schwersten Stunden zusammenbrach. Nicht freilich fürsten, deren Politik nicht dem Volk und dem Staat, sondern nur ihrem Hause galt.

Im April 1918 fiel der Vorhang über einem der beispielhaftesten Kapitel, in der gewiss an ähnlichen Erscheinungen nicht armen deutschen Geschichte.

Ritter v. Schönerer

Der Kampf eines Wegbereiters

Ueberragend vereinigt sich in der Gestalt Georg Ritter von Schönerers in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bis ins Jahr 1919 hinein die Sehnsucht des deutschen Volkes in Oesterreich, durch die Beseitigung jüdischer Nebeferndung eine gesamtdeutsche Lösung herbeizuführen. Schönerer wurde mit dem Augenblick Zentrum der völkischen Bewegung Oesterreichs, als er am 8. März 1888, als Kaiser Wilhelm I. auf dem Sterbette lag, gegen die Wiener Judenpresse zu Felde zog, die den Tod schon lange gemeldet hatte, ehe der Monarch die Augen schloß. Man weiß, daß das Echo in der österreichischen Bevölkerung allgemein war, als Schönerer die Redaktion des völlig verjudeten „Neuen Wiener Tagblatt“ besuchte und sie wegen der Fälschung über den Kaiser zur Rede stellte. Daß er seine Worte durch eindeutige Bewegung mit einem hiebhaften Stock unterstrich, konnte nur dazu beitragen, in allen Schichten des Volkes den persönlichen Mut des Ritters anzuerkennen. Von diesem Augenblick an hat die jüdische Pest Wiens nicht aufgehört, Schönerer und seine deutschvölkische Bewegung in gemeinsamer Weise zu verfolgen.

Der Feldzug, den die jüdische Presse gegen ihn unternahm, ist nur vergleichbar der Bewegung des Hasses, die die jüdische Majorität gegen Adolf Hitler und den Nationalsozialismus viele Jahre später durchführte. Es ist bezeichnend, daß der Ministerpräsident Graf Taaffe wie die gesamte Regierung sich auf die Seite der Juden gegen Schönerer stellte. Das war die Zeit, als Schönerer im Wiener Abgeordnetenhaus die unvergeßlichen Worte sand: „Den Preßjuden kann niemand, der auf Anstand und Ehre Anspruch macht, jemals Achtung oder irgendein ähnliches Gefühl entgegenbringen. Jeder ausländische Mensch muß sie verachten, diese Betrüger des einheimischen christlichen Volkes in Oesterreich.“

Man hat den Ritter, der am 17. Juni 1842 in Wien geboren wurde, oftmals den Bismarck Oesterreichs genannt, und diesen Titel hat er sich verdient, wenn man bedenkt, daß sein Kampf allein Nichtdeutschen galt. Der spätere Abgeordnete hat den Vertretern im Wiener Abgeordnetenhaus immer wieder in die Ohren geschämmt: „Das uns Oesterreichern vorgesezte Ziel ist die endliche Vereinigung mit Deutschland!“

Je unauffälliger der Freiheitsdrang der Deutschen Oesterreichs wurde, desto heftiger wurden die Maßnahmen insbesondere in der Zeit der Ministerpräsidentenschaft Taaffe, die es fertigbrachten, jüdengegnere Broschüren deshalb zu verbieten, „weil sie die jüdische Bevölkerung Oesterreichs aufreizen könnten“. Schönerer hat schon damals erannt,

daß das Judentum die Schlüsselstellung Wiens für den Südosten Europas dazu ausnutzte (genau wie das in der Zeit zwischen 1918 und 1938 geschah), durch eine unglaubliche Anleihepolitik das deutsche Volk Oesterreichs auszupowern. So erklärt sich sein Kampf gegen Rothschild und die Nordbahnjuden, die die Privilegien der Nordbahngesellschaft in die Hände Rothschilds spielten. Das war die Zeit, als Schönerer freimütig erklärte, es sei für ihn eine Ehre, von der Judenpresse angegriffen zu werden.

Der antimilitärische Freiheitskämpfer war aber zugleich auch das sozialpolitische Gewissen Deutsch-Oesterreichs. Er wurde nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, daß sich eine bestimmte Schicht des Landes durch ihre Privilegien mäste, während es auf der anderen Seite an einer klaren Firjorge in der Arbeiter- und Invalidenversicherung fehlte.

Sein Kampf um die deutsche Sprache, um die Reinheit des Blutes, gegen die Judenpresse, für einen deutschen Sozialismus, die Gründung eines antimilitärischen deutschen Turnerbundes, dessen Symbol das Hakenkreuz war, die Gründung des Schulvereins für Deutsche, der judenrein war, all das waren Maßnahmen, die aufzelen, wie wahrhaft volkstümlich die antimilitärische Bewegung bereits seinerzeit in der deutschen Ostmark war.

In einer Monarchie, die zahlreiche nichtdeutsche Volkstümer umfaßte, wurde Schönerers Kampf allmählich zum Kampf der deutschen Sache in Oesterreich überhaupt, wie sich aus zahlreichen Sittungen des österreichischen Parlaments beweisen läßt. Aber die Judenmenschheit der österreichischen Abgeordneten machte Schönerers Worte vergehen. Deshalb in erster Linie nahm er 1907 seinen Abschied als Abgeordneter. Seine Schlußrede ist ein einziger Aufschrei des nationalen Gewissens, das er bis zu seinem Lebensende im Jahre 1921 unaufhaltsam verteidigte.

ADLER
TRUMPF 1.7 LITER

DER MEISTER DER KURVEN
IMPORT:
P. BUCKUP & CIA / SÃO PAULO

ÄRZTETAFEL

Dr. Mario de Fiori

Spezialarzt für allgemeine Chirurgie
Sprechst.: 2-5 Uhr nachm., Sonnabends: 2-3.
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038

Dr. G.H. Nick

Facharzt
für innere Krankheiten.

Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371
Privatwohnung: Telefon 8-2263

Deutsche Apotheke In Jardim America

Anfertigung ärztlicher Re-
zepte, pharmazeutische
Spezialitäten - Schnelle
Lieferung ins Haus.

RUA AUGUSTA 2843
Tel. 8-2182

Deutsche Apotheke Pharmacia Aurora Inb.: Carlos Bayer

Rua Sta. Efigenia 299
Tel. 4-0509
Gewissenhafte Ausführung
aller Rezepte, Reich-
wahl in Parfüm- und Toi-
letteartikeln.

Dr. Erich Müller-Carioba

Frauenheilkunde und Geburtshilfe
Röntgenstrahlen - Diathermie
Ultraviolettstrahlen

Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4,30
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

Deutsche Apotheke

Ludwig Schwedes

Rua Libero Badaró 45-A
São Paulo / Tel. 2-4468

Diplomierter Zahnarzt

Herbert Pohl

Gohhaus Martinelli
12. Stock, Zimmer 1232
Telefon 2-7427

Dr. G. BUSCH

Diplome der Universitäten München und Rio de Janeiro
Konsultorium: Rua da Consolação 23 - 3. Stock - Tel. 4-4272
(Palácio Santa Rosa)
Sprechstunden: Montags bis Freitags von 3-6 Uhr, Sonnabends
von 1-4 Uhr (Platzkarten). Chirurgie, Frauenheilkunde, innere Medi-
zin, Haut- und Geschlechtskrankheiten, ultraviolette Strahlen (künst-
liche Höhensonne) und Röntgenuntersuchungen.
Wohnung: Alameda Rocha Azevedo 391 - Tel. 7-3007

Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt „Saxonia“

Annahmestellen: Rua Sen. Feijó 50. Tel. 2-2396
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

Zeit, Geld und Arbeit

wird erspart, wenn die Erledigung aller Geld-
angelegenheiten der Bank übertragen wird.
Wir stellen Ihnen unsere gesamte moderne
Organisation für die EINZIEHUNG von

DUPLICATAS,
WECHSELN,
HYPOTHEKEN-ZINSEN
MIETEN usw.,

sowie in allen bankgeschäftlichen Ange-
legenheiten zur Verfügung.

Banco Allemão Transatlantico

RUA 15 NOVEMBRO 268

„Zum Hirschen“ Hotel und Restaurant

Rua Victoria 186 - Tel. 4-4561
São Paulo Inh.: Emil Russig

Ältestes deutsches Familienlokal Ao Franciscano

Bürgerliche Küche - Gutgepflegte Getränke
Rua Libero Badaró 481 - Telefon: 3-1312
São Paulo

Dres. Lehfeld und Coelho Dr. Walter Hoop Rechtsanwälte

São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30,
Telef.: 2-0804 - 2. Stock, Zim. 11 - 16 - Postfach 444

Uhren
und Reparaturen
Deutsche Uhrmacherei
RUA S. Bento 484, 1. St., Saal 1 (über Casa Leite)

Deutsche Handwerker

Richard Kröniger
Edelsteinschleiferei. Rua
Xavier Toledo 8-M -
Telefon: 4-1083

Jorge Dammann
Deutsche Damen- u. Herren-
schneiderei. Große Auswahl
in nat. u. ausländ. Stoffen.
R. D'piranga 193, Tel. 4-2920

Josef Hüls
Erstklassige Schneiderei. -
Mäßige Preise. - Rua Dom
José de Barros 266, fobr.,
São Paulo, Telefon 4-4725

Heinrich Lutz
Deutsche Schuhmacherei
Rua Sta. Efigenia 225

Radio Herz
Rua Dom J. de Barros 265
(gegenüber Gef. Germania)
Reparaturen aller Typen. -
Apparaturbau,
Transformatorwicklung.

Georg Diegmann
Schneidermeister
Rua Aurora 18

Rockmann & Lichtenthaler
Rua Aurora Nr. 135

Ältestes deutsches Möbelhaus
Grosse Auswahl in kompl.
Zimmern u. Einzelmöbeln.
Auch TAUSCH und KAUF
von gebrauchten Möbelstücken

Familienpension
CURSCHMANN
Rua Florencio de Abreu
133, Sobr. (bei Bahnhof)
Telefon: 4-4094

VIGOR- MILCH

Die beste Milch in São Paulo

S. A.
Fabrica de Productos
Alimenticios "VIGOR"

Rua Joaquim Carlos 178
Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163

SOCIEDADE TECHNICA BREMENSIS

LTDA.

São Paulo - Rua Florencio de Abreu Nº 139
Curitiba - Praça Generoso Marques Nº 20

Maschinen u. Werkzeuge

für Metall-, Blech- und Holzbearbeitung, Elektrische Schweiß-
maschinen, Pumpen "Weiss", Feuerlöcher "Mintmax", Schleif-
scheiben "Oroxo", "Alpine" Stühle, Elektrowerkzeuge "Fain".
Landwirtschaftliche Maschinen.

Graphische Maschinen

Jeder Art. Maschinen für Papierverarbeitung und Kartonna-
genindustrie, Druckerei-Materialien, "Intertype" Setzmaschinen,
Vertrieb der Erzeugnisse der Schriftgießerei "Fantymod".
Moderne Reparaturwerkstätten.

Elektro Materialien

Großes Lager aller Installationsartikel, Drahte, Kabel, Moto-
ren, Dynamos, Schaltapparate, Elektrische Haushaltsartikel,
Beleuchtungsgläser, Lampen.

Feld- u. Eisenbahnmaterial

Alleinverkauf der Erzeugnisse der Orenstein & Koppel A. G.
Dieselmotorkomponenten, Strassenwalzen, Bagger, Grosser Stock
von Feldbahnmaterial und schweren Schienen.

Cliché Fabrik

Autotypen, Strichzeichnungen, Mehrfarb- und Hochschwarz-
Vollendungen, Entwürfe, Zeichnungen, Re-
tuschen, Photolithos, Groesse Anstalt Südamerica.

Schwesterfirma

Spezialhaus fuer graphische Maschinen

C. FUERST & CIA.

LTDA.

Rio de Janeiro - Rua Tenente Possolo Nº 15-25
Pernambuco - Porto Alegre

Gehetzte Menschen

Ein Roman aus den Jahren nach 1923 von Tüdel Weller

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, Verfilmung, Radiosendung, vorbehalten.
Copyright 1937 by Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf., München.

(13. Fortsetzung)

Herr Seibel begleitet ihn bis zum Aus-
gang, kommt zurück. Sieht nun erst den
Zeitangestellten - an ihn hatte er wäh-
rend der ganzen Unterredung nicht gedacht.
So hat sein Gesicht nun einen dumm fra-
genden Ausdruck, doch dann hellt es sich
auf:

„Das war mal ein schwerer Kampf,“
meint er, sich aufatmend die Hände reibend.
„Und ein interessanter Fall... so ein Thea-
teronkel hat doch ein anderes, ein besseres
Leben als unsereiner.“

Peter Mönkemann blickt ihn an, unbewegt.
Er zuckt mit keiner Wimper, als er die voll-
ständig selbstverständlich und harmlos klingende
Frage tut:

„Hat er Ihnen viel Geld gegeben, oder
war er knauserig damit?“

Der andere versteht nicht. Hält die mus-
chelförmig gebogene rechte Hand in sei-
ner typischen Weise hinter das Ohr.

„Ich meine, ob er Ihnen viel Geld ge-
geben hat?“ Es ist diesmal beinahe ein
Brüllen.

„Geld... Geld...“ stottert der Angere-
dete, verwirrt und tief überrascht. Und er
zwängt sich hinter den Schreibtisch... „Ich
wusste noch nicht, dass Sie so... witzig
sein können,“ tönt es von dorthin.

Eine hässliche Stimmung breitet sich aus.
Sie ist auf einmal da, man weiss nicht, wo-
her, aber sie ist deutlich zu spüren. Auch
Herr Seibel bemerkt das.

Nach einer ziemlich langen Weile kommt
er wieder hervor. In einer Hand verschie-
dene Zigarettenpackungen, in der anderen
längliche, bedruckte Papierstreifen. Beides legt
er auf des anderen Platz:

„Das ist für Sie, Herr Mönkemann. Sie
gehen auch sicher mal gern ins Theater,“
wiederholt er mit den Worten des Besu-
chers. „Und rauchen tun Sie ja auch.“

„Danke sehr, Herr Seibel, aber - behal-
ten Sie es nur. Ich nehme nichts an.“

„Aber warum denn nicht? Das war doch
nur eine kleine Aufmerksamkeit. Hat mit un-
serem Dienst nichts zu tun, der Mann woll-
te sich eben nur freundlich zeigen.“

„Ich will aber nicht!“

„Merkwürdig - komische Ansichten ha-
ben Sie. Ich habe es ja auch angenommen,“
sagt Seibel, schon ein wenig aufgebracht.
Und nun kann sich der junge Mann doch
nicht mehr beherrschen: „Sie sind ja auch
ein grosses Schwein,“ sagt er in brennen-
der Hassbegier. „Man sollte Ihnen vor die
Schmauze schlagen, dass Sie Lumpen kot-
zen, Sie jüdisches Dreckschwein!“
Ein Jude flüchtet... ein Jude nimmt
Reissaus.

„Konfektaria
Ältestes und
vornehmstes Haus
Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETINGA 239 - S. Paulo



Viennense
Nachm. und abends
gutes Konzert

Schon am folgenden Tag wird der Zeit-
angestellte Peter Mönkemann zur Kanzlei ver-
setzt. Nach Sibirien.

„Hab'n wohl 'nen Krach mit ihm gehabt,“
erkundigt sich Werner Lüdtkke, als er es
erfährt.

„Ja, ich hatte Krach. Mit Seibel.“
„Sehn Sie? Was habe ich Ihnen gesagt?
Und jetzt müssen Sie nach Sibirien.“

„Freuen Sie sich darüber?“
„Freuen...? Nö... im Gegenteil! Aber
was will man machen - mit den Wölfen
muss man heulen. Und Ihnen kann's ja ei-
gentlich egal sein, länger als drei Monate
lätten Sie hier ja wahrscheinlich auf keinen
Fall arbeiten können.“

„Also heulen Sie weiter mit den Wölfen,
Herr Lüdtkke. Ich heule nicht... oder viel-
leicht doch. Aber auf meine Weise!“

„Wird aber nicht viel helfen.“

„Abwarten, Herr Lüdtkke.“

Und dann geht er zum Personalchef: „Ich
möchte den Oberregierungsrat sprechen. Bit-
te, melden Sie mich doch an.“

„Sie meinen den Herrn Oberregierungs-
rat?“

„Na gut - also ich möchte den Herrn
Oberregierungsrat sprechen, Herr Personal-
chef.“

„Was wollen Sie denn von ihm?“ Der
Mann richtet, über den Brillenrand schielend,
einen prüfenden Blick auf ihn.

„Ich will ihn fragen, weshalb ich straf-
versetzt werde.“

Der andere schweigt einen Augenblick
lang. Doch dann belebt sich sein dienstlich
in bestimmte Falten festgelegtes Subalter-
nengesicht, es gewinnt einen wohlmeinenden Zug,
er tritt auf den vor ihm Stehenden zu und
sagt, langsam und bedächtig:

„Wenn ich Ihnen einen persönlichen Rat
geben darf: gehen Sie nicht zu ihm - ich
weiss auch nicht, ob er Sie verlassen wird.
Nehmen Sie lieber Ihre Sachen und siedeln
Sie zur Kanzlei über... auch da oben stirbt
man nicht gleich.“

„Ich möchte ihn aber trotzdem sprechen.“

„Nun - wie Sie wollen. Ich kann es
ja mal versuchen. Uebrigens - ich habe

Oberinspektor Blappuhn Grund gehabt, über
mich Klage zu führen?“

Dr. Wiener betrachtet eingehend seine
Hände, die Fingernägel. Sagt, ein wenig ge-
langweilt:

„Blappuhn ist in Urlaub, kann also gar
nichts über Sie gesagt haben in letzter Zeit.
Im übrigen - Sie sind zur Kanzlei beor-
dert. Also gehen Sie schon dorthin.“

„Ich bitte nur, mir den Grund zu nennen.
Es muss doch einen Grund haben!“

Und nun erst hebt der Mann, wie über-
rascht von soviel Freimut, den Kopf, und
es ist eine jener lächerlich einfältigen Situa-
tionen da, die man nie vergisst. Die man
nie vergisst: zwei Antipoden starren sich
an. Der eine aus metallisch glänzenden, sehr
schnell huschenden Kugelaugen, die von an
der Innenspalte merkwürdig verkniffenen Lid-
ern eingefasst sind, und der andere mit
dem zornigen Freimut dessen, der sein gu-
tes Recht vertritt. Und der dazu noch un-
bewusst in seinen Augäpfeln das grosse, ab-
wehrende Erstaunen gefangenhält: wie kann
ein einziger Anblick soviel widerliche Fremd-
heit verraten?

Da sitzt doch ein Mensch! Ein Mensch
... auch ein Mensch! Oder nicht? Strahlt
denn nicht wenigstens der kleinste Hauch
von Artverwandtschaft von ihm aus? Gibt
es denn keinen, wenn auch noch so klei-
nen, noch so geringen Anhaltspunkt, eine
Brücke, einen Steg, und sei es auch nur ein
winziger, blitzschneller Gedanke, der hinüber-
führt?

Nein! Asien blickt dich an, Peter Mönke-
mann. Und du ahnst es nur. Und... er-
schauerst!

Es ist unfassbar. Es ist unerklärlich. Es
ist unvergesslich!

Er ist so benommen, dass er jede Kon-
trolle über seine körperlichen Bewegungen
verliert. Er fühlt, wie er in ein undeutbares
Mysterium eindringt, der Flügelschlag des
Unbekannten fällt - wie nie zuvor - in
seine Seele, und das alles - und hier liegt
das Entnervende, das Erregende - löst ein
einziges Anblick, ein Menschengesicht aus.
Er greift in die Tasche, automatisch, er ent-
zündet eine Zigarette, er zieht den Rauch
tief in die Lunge, stösst ihn hörbar her-
aus, immer noch wie hypnotisiert sein Ge-
genüber anstarrend. Und erst die halb zorn-
ige, halb verblüffte Frage: „Wie kommen
Sie dazu, in meiner Gegenwart, in meinem
Dienstraum, zu rauchen?“ bringt ihn schlag-
artig zu sich selber zurück.

„Verzeihung,“ sagt er, schwer atmend, wie
nach gewaltiger Anstrengung, „ich vergass
ganz...“

„Das scheint mir allerdings auch so,“ ist
die etwas zweideutige Antwort. „Und nun
- werden Sie ja wohl verschwinden? Oder
haben Sie sonst noch etwas?“

Aber, aber —!
Schon wieder so ein schlechtes Zeugnis!

IST es immer richtig, Ihrem Jungen wegen seiner schlechten Zensuren Vorwürfe zu machen? Kann es nicht auch sein, dass er zu schnell wächst und sich in der Schule ueberanstrengt?

• Warum geben Sie ihm nicht einige Wochen lang taeglich TONICO BAYER, um ihn zu kraeftigen und zu staerken. Sie machen ihn dadurch widerstandsfahiger, sodass er nicht dauernd leichtere Krankheiten bekommt.



• TONICO BAYER wirkt sofort und seine Wirkung haelt an: es erneuert das Blut, kraeftigt die Muskeln und staerkt das Nervensystem.



WAS IST TONICO BAYER?
Es ist das Staerkungsmittel, das nach dem heutigen Stand der Wissenschaft alles enthaelt, was fuer den Organismus lebenswichtig und wertvoll ist, naemlich Vitamine, Leberextrakt, Calcium, Phosphor und andere Substanzen von grossem therapeutischem Wert. TONICO BAYER wird von den weltbekanntesten Bayer-Laboratorien hergestellt. Bedarf es noch einer weiteren Garantie?

TONICO BAYER

ERNEUERT DIE LEBENSKRAFT



Adolpho E. Müller & Cia.

Flor. de Abreu 172 Caixa postal 712
Telefon 4-2617

Generatoren für Gleich- und Wechselstrom — Elektromotoren für alle Zwecke — Ventilatoren — Werkzeugmaschinen — Hebezeuge — biegsame Wellen usw. — Zubehör für elektrische Kuehleinrichtungen.

BANDONEONS und Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die meist gesuchten. — Generalvertreter:

Adolf Schwab, Pelofas Rio Grande do Sul
Agenturen an verschiedenen Plätzen können noch vergeben werden.

„Jawohl — ich weiss immer noch nicht, weshalb ich strafversetzt werde, und das ist der einzige Grund meines Besuches.“

„Aber da hört sich doch...“ Der Mann schlägt leicht mit der flachen Hand auf die Tischplatte. „Ich bin Ihnen doch keine Rechenschaft über meine internen Dienstmassnahmen schuldig. Wenn Ihnen das nicht passt, können Sie gehen, mit oder ohne Grund, wie es Ihnen angenehm ist! Und das sofort...!“

Peter Mönkemann gibt sich einen Ruck. Alles ist hell und frei. Wenn es ums Ganze geht, ist er doch immer wieder der alte:

„Dann will ich Ihnen den Grund mitteilen. Ich komme zur Kanzlei herauf, damit ihr sehr gelehrter Jude Seibel besser und ungestörter seine Schiebungen tätigen kann! Denn dabei stehe ich ihm im Weg, seinen Bestechungsversuch, den er gestern bei mir anlegte, habe ich deutlich genug zurückgewiesen!“

Der Oberregierungsrat erstarrt, wie von einem Schlaganfall betroffen. Er rührt sich nicht, nur seine Kugelaugen quellen noch mehr vor, es hat fast den Anschein, als wollten sie sich aus ihren Höhlungen lösen. Das Ticken der unsichtbaren Uhr wird zum drohenden Geräusch.

Der Zeitangestellte Peter Mönkemann steht vor ihm und sieht: den da hat es gelähmt, als sei ihm ein Felstrumm auf den Schä-

del gestürzt. Der Zeitangestellte Peter Mönkemann lächelt. Er lächelt, und es ist ein in diesem jedes starke Gefühl klar widerspiegelndes Gesicht satanisch wirkendes Lächeln offener, jauchzender Freude... dass dich diese Eröffnung so geschlagen hat! Du Jude — du Oberbonze! Du jüdischer Oberbonze!

Herr Oberregierungsrat Dr. Wiener erhebt sich. Genau gesagt: Aus seinen Bewegungen ist zu schliessen, dass er sich erheben will. Er hebt die gepflegten, grübenbedeckten Hände, diese Prälatenhände mit den walzenförmigen Wurfingern auf die Seitenpolster des tiefen Klubsessels. Dann drückt er sich mit Hilfe der aufgestützten Arme nach aufwärts. Und dann sinkt er mit einem hässlichen Aechzelaut wieder zurück: Es geht nicht. Es geht noch nicht!

Der vor seinem Schreibtisch Stehende lächelt immer noch.

Endlich gelingt es dem anderen, die Erstarrung über soviel Kühnheit, über solch nie geahnte Frechheit abzustreifen. Er stösst den Sessel zurück, er steht auf und bewegt sich dann langsamen Schrittes auf den Zeitangestellten zu. Jedoch sind seine Bewegungen die eines Roboters, und seine Haltung ist wenig überzeugend. Als er vor ihm steht, kämpft der junge Mann eine wütende Aufwallung zurück: die Faust hoch, sie wie einen Schmiechhammer niedersausen lassen, so, dass diese moschusduftende Fleischkugel sich am Boden rollte... nicht doch... nicht doch — klar den Kopf!

Die Kugel pflanzt sich vor ihm auf. Der Spitzbart zuckt. Dann teilen die geöffneten Lippen das Gesicht in zwei ungleich grosse Flächen, und dann tönt die hasserfüllte, alle Konsonanten hervorzischende Stimme:

„Wagen Sie wohl, das noch einmal zu behaupten? Mir das jetzt nochmals ins Gesicht zu sagen?“

„Mit dem grössten Vergnügen!“ antwortet der junge Mann, und nun malt auch jeder Laut seiner Stimme jauchzende Freude und satte Ueberzeugung: „Ich werde deshalb strafversetzt, damit Ihr Jude Seibel besser und ungestörter seine Schiebungen machen kann! Gestern hat mich das Schwein, nachdem er sich von einem anderen Juden bestechen liess, zum Mitschuldigen zu machen versucht, aber ich habe ihm entsprechende Antwort erteilt. Und darum soll ich von nun an zur Kanzlei!“

Und dann umnebelt sich doch das Hirn des jungen Mannes, eingehüllt in eine wirbelnde rote Wolke, die er vergebens zu zerstreuen sucht. Er sieht das fahl gewordene, zitronenfarbene Gesicht seines obersten Vorgesetzten, der Ekel nistet sich tiefer ein: man kann diesem eleganten Spitzbauch buchstäblich in die Nasenlöcher blicken, denn die Scheidewand springt nach unten zu unbedeckt bis fast auf die Oberlippe herab, wie ein Staugitter, doch der blinde Hass tut sich erst, ungenhemmt und ungedämmt, auf, als die widerlich-aufreizende Ausdünstung des erregten Juden ihre Wellen verbreitet.

Diese verhasste Ausdünstung, die an Moschusduft erinnert und zugleich auch an den Gestank, der den Käfigen mancher exotischen Tiere in den zoologischen Gärten entströmt. Und er stammelt, unvermittelt und sinnlos: „Sie Jude... Sie Jude... Sie Jude!“ und macht in einer unbewussten Reflexbewegung einen Schritt nach vorn, tritt näher auf den Oberregierungsrat zu, und die Minute trägt bedrohlichen Charakter.

Er hört ein unterdrücktes Stöhnen, er weiss nicht, dass seine augenblickliche Verfassung — zusammengedrängt aus dem ungebändigten Rachedrang wegen zahlloser, noch unerledigter Erlebnisse — Angst, ja Grauen erwecken muss. Er weiss nicht einmal, dass vor allem das Wort „Jude“ den anderen so peitschend traf, so alle tiefsten Minderwertigkeiten auslösend, dieses eine Wort, das von ihnen selbst ewig und immerdar als Schibboleth, als Erkennungszeichen ihrer schmachtvollen Rassenzugehörigkeit gewertet wird, solange die Welt sich dreht. Auch und gerade deshalb, weil sie es dem Arier gegenüber nur in den seltensten Fällen zugeben: sprich einen Beschnittenen mit Jude an und merke auf, wie er zusammenzuckt, als habe er glühendes Eisen berührt.

Peter Mönkemann steht plötzlich allein im Raum. Der dumpfe Druck in seinem Schädel lässt nach. Ein Staunen erfasst ihn zuerst, und dann ein Anflug phlegmatischer Gelassenheit: nun wird es natürlich aus sein an diesem Finanzamt. Macht nichts, um so besser — er gehörte doch nicht in diese Judensippschaft hinein. Irgendein anderes wird schon werden, so wichtig ist das alles nicht in diesem Augenblick.

Er muss sich in den nächsten Tagen ausserordentlich wundern, denn es geht wieder einmal ganz anders zu, als er vorausbedacht

hat. Man schickt ihm nicht die Entlassungspapiere zu, man ruft ihn nicht, man eröffnet auch kein Verhör, viel weniger noch scheint irgendeine Anzeige zu drohen: weshalb auch, sagt er sich? Dieser kleine Auftritt spielte sich ohne Zeugen ab, und ob er wirklich Bedrohliches vorhatte: nun — er ist sich selber nicht völlig klar darüber. Er hat nun mal Stunden und Minuten, in denen sein waches Sein, seine Selbstkontrolle, wie fortgerückt sind, das kam schon öfter vor.

In solchen Augenblicken handelt er wie ein Automat, er kennt dann keine Hemmungen, es gibt keine Bindungen an Konvention, an Uebungen und Gepflogenheiten, die bei andern durch fortwauernde Wiederholung zur stumpfen Gewohnheit verkrustet sind. Es gibt dann nur eins: die jähe, taghelle Einsicht: das ist gut, und das ist schlecht! Und darauf den unbändigen, alles beiseite stossenden Trieb: Das Gute an seinen Platz! Wenn nötig, auch mit Gewalt! Und dem Schlechten Kampf! Und das immer mit Gewalt.

Er weiss es nicht, der junge Mann, aber er ahnt es und vor allem, er handelt danach: nur, die, die in Notstunden auch gewalttätig sein können, reissen das Schicksal zu sich hin. Um es zu formen nach ihrem Willen, mit eherner Faust und fanatischer Begier. Die anderen mögen sich dann getrost zweckhaftem, auf die Erlangung irgendwelcher Vorteile gerichteten Demutsgeplärre hingeben, sich dem anzubiedern versuchen, der sie verachten muss, weil er die Starken liebt. Weil er von seinen Menschen, die er nach seinem Ebenbild schuf, den nur ihren Schöpfer ehrenden Stolz wünscht, der bis jenseits des Sternenzettes in seine Nähe reicht.

Peter Mönkemann hat kaum klare Einsicht in diese Zusammenhänge, er spürt nur traumhaft in den besonderen Zeitspannen, in denen sich die Geschehnisse des Alltags, seinen Charakter vertiefend, ihm erweiterten Umriss und kantiges Profil gebend, zusammendrängen: es kann nicht anders sein — im höchsten und tiefsten gibt es nur ein Weisses oder ein Schwarzes. All diese vielgestaltigen Dinge, die — zahllos wie die Himmelskörper der Milchstrasse und über ebenso weite Flächen gespannt — das Leben, diesen im Verhältnis zum Ewigem lächerlich anmutenden Intervall zwischen dem ersten und dem letzten Schrei ausmachen, lassen sich darauf zurückführen, sofern man sie nur ihres ungeheuerlichen Beiwerkes entledigt. Er vertraut in diesen Zwischenbezirken, in denen sein Inneres dem abseits aller Nützlichkeiten zielenden Trieb unterworfen ist, dem Trieb, der die einzige Ausrichtung auf das Gute hat, den Impulsen, die ihn auslösen und raketenartig vorstossen: er kann keine schlechte Sache vertreten! Er muss so handeln wie das, was er Gewissen nennen

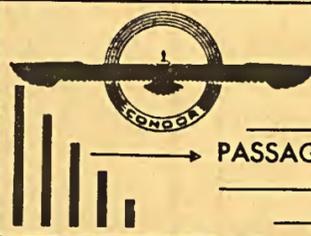
Olympia

MIT DEN VIELEN VORZÜGEN

Kennen Sie schon ihre zeitsparende automatische Papiereinführung?



Olympia Mahinas de Escrever Ltda.
Praça da Sé 43 / Telefon 2-1895



CONDOR FLUGDIENST

PASSAGIERE
POST
FRACHT

Telegr. AERONAUTA

SÃO PAULO: Tel.: 2-7919
SANTOS: Tel.: 5001

Die neuen Sturmlaternen Petromax Rapid

sind mit Schnell-Zündung versehen, ohne Alkohol-Vorheizung und brennen sowohl Gasolin wie auch Petroleum

Erstklassige deutsche Qualitätsware der

Ehrich & Graetz A. G.
Berlin SO 36

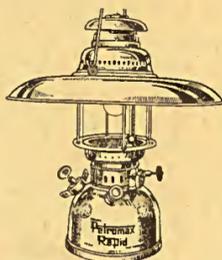
Lieferbar in 3 Grössen bis zu 500 Kerzen, mit oder ohne Blendschirm

Ausführlichen Katalog mit Abbildungen und Preisen, auch über Petromax-Hängelampen, Tischlampen und die weltbekannten Graetz-Alkohol-Hängelampen erhalten Sie im Fabrikslager

E. OLDENDORF, Caixa postal 1072, SÃO PAULO
Rua Senador Quelroz 79-A — Tel. 4-0190

Agentur und Lager in Rio: LEO VOOS, Rio de Janeiro
Rua São Pedro 106, 3º andar

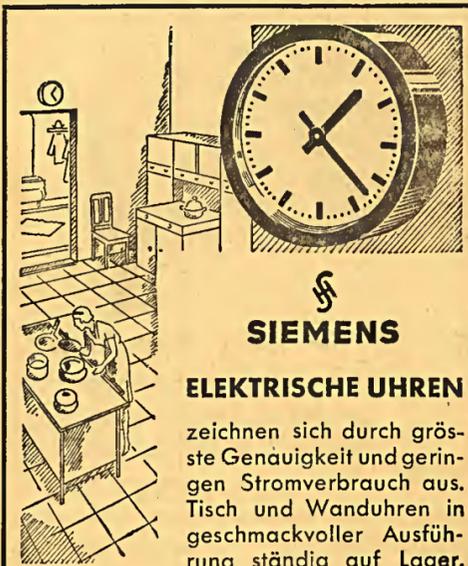
In Curitiba: CLAUD JOHANN, Curitiba, Rua Dr. Muriey 282-A



Es ist doch so einfach!

Mit Kufke hat man es doch so der Hand, den Stuhl der Kinder zu regeln. Geben Sie auch Ihrem Klade Kufke. Der Erfolg wird nicht ausbleiben. Sie sparen Mühe, Sorge und Geld und werden viel Freude an dem Gedeihen Ihres Kindes erleben.

Wegen Sie vor und vergessen Sie nicht, stets ein Gläschen Panflavinpaffillen im Hause zu haben.



SIEMENS
ELEKTRISCHE UHREN

zeichnen sich durch grösste Genauigkeit und geringen Stromverbrauch aus. Tisch und Wanduhren in geschmackvoller Ausführung ständig auf Lager.

Siemens-Schuckert S. A.
R. Flor. de Abreu 43 - São Paulo - Tel. 3-3157

Grandes Officinas de ROUPA BRANCA



Santa Efigenia 271 Praça Patriarcha 6
Tel. 4-4446 Tel. 2-8332

Damen- und Kinderwäsche
Bettwäsche — Pyjamas

◆◆◆◆◆
Grosse Auswahl
In eigenen Werkstätten hergestellt

Confeitaria Allemã

moderne Bäckerei empfiehlt seine ff. Torten,
Praça Princesa Isabel 2 Kuchen aller Art, tägl. fr.
Telefon: 5-5028 Schwarz- und Korbisbrot,
sowie westfäl. Pumpernickel
usw.

Wilhelm Beurschgens

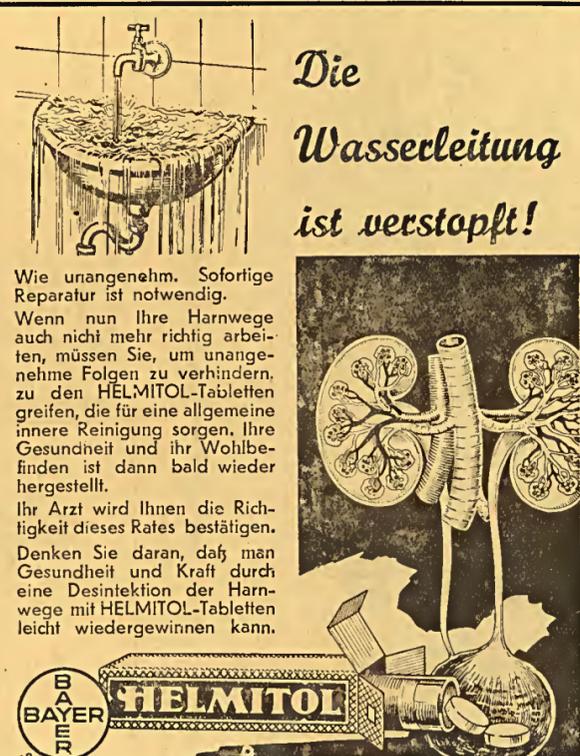


AO PINGUIM H. Hillebrecht
RESTAURANTE: AV. SÃO JOÃO 128
E TAVERNA: RUA ANHANGABAHÚ, 2

São Paulo
Telefon:
Bar 4-5507
Gruta 4-2626

Ausgezeichnete Küche Jeden Sonnabend: Feijoada completa
Allabendlich Künstlerkonzert, 7-1 Uhr; Sonn- u. Feiertags: Frühkonzert

Die
Wasserleitung
ist verstopft!



Wie unangenehm. Sofortige Reparatur ist notwendig.
Wenn nun Ihre Harnwege auch nicht mehr richtig arbeiten, müssen Sie, um unangenehme Folgen zu verhindern, zu den HELMITOL-Tabletten greifen, die für eine allgemeine innere Reinigung sorgen. Ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden ist dann bald wieder hergestellt.
Ihr Arzt wird Ihnen die Richtigkeit dieses Rates bestätigen.
Denken Sie daran, daß man Gesundheit und Kraft durch eine Desinfektion der Harnwege mit HELMITOL-Tabletten leicht wiedergewinnen kann.

HELMITOL
BAYER

CASA TURF
Rua Direita 13-a

Das deutsche Haus für feine Herren-Artikel
JENKE & SCHAEFFTER

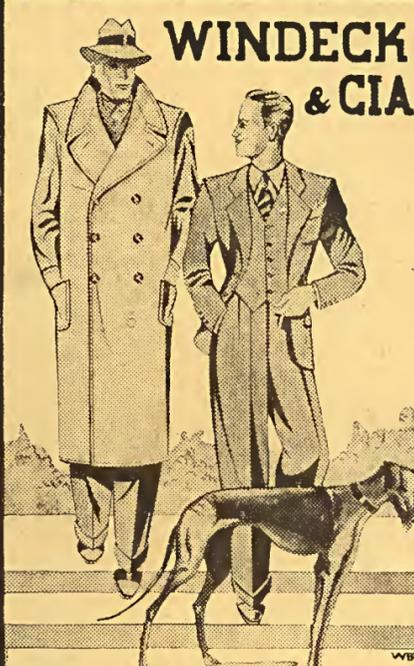
CASA LITORAL
Rua General Osorio 152.
Tel. 4-1293

Feinste Wurstwaren, Butter, Käse, Delikatessen aller Art. Sämtliche Backzutaten. Lieferung frei Haus.

Feuer — Diebstahl — Leben — Unfall/Krankheit — Transport — Reisegepäck — Automobil — Haftpflicht — Arbeits-Unfall — Capitalisação — KRANKENKASSE des D. H.

H. THOMSEN
VERSICHERUNGEN

Rua Libero Badaró 107, 2º, 6.
Caixa Postal 2358 - São Paulo - Telefon 2-3758



WINDECK & CIA

Die Herrensneider

SÃO PAULO
RUA DOM JOSÉ DE BARROS, 282
Telefones: 4-5761 — Caixa 1051

In Santos an der Praia
Praça da Independencia 7/14
Hotel Deodoro

Solides deutsches Haus. — Niedrige Preise. —
Erstklassige Küche. Bes.: Conr. Müller.

möchte, es ihm vorschreibt, und nur die Hemmungslosigkeit, die dabei oft zutage tritt, bedrängt ihn hinterher oft, und er ist sich nicht klar darüber, ob sie nicht auf seine Schädelverletzung zurückzuführen ist.

Nein — er wird nie zu jenen gehören, die da den bergeversetzenden Hass als unchristlich weit von sich weisen, weil sie ebenso der bergeversetzenden Liebe wie jedem anderen starken Gefühl überhaupt nicht fähig sind. Er wird immer lieben und hassen, und wenn man ihn schlägt, dann hält er nicht still, sondern schlägt zurück. Und wenn man ihm das Gute vorenthalten will, wenn man — und sei es in noch so kleinen Angelegenheiten — der Gerechtigkeit eine Mauer vorbaut: er stößt den Kopf vor: schon manch einer rammt mit seinem Schädel eine trennende Wand. Nur — es kostet Anstrengung. Und es geht nicht schmerzlos ab.

Er muss sich in den nächsten Tagen sehr wundern, denn — es geschieht eigentlich nichts. Die Woche beginnt mal wieder, seine Entlassung ist immer noch nicht heraus; sie haben wohl Angst, dass es doch zu einem Skandal kommen könnte, die hochmögenden Juden. Immerhin — er sitzt bereits auf der Kanzel, er hat Daueraufenthalt in Sibirien, und er hat seinen alten Dienstraum, dem Zimmer neunzehn, mit einiger Erleichterung den Rücken gekehrt. Einige Minuten lang erwog er den Gedanken: unten bleiben, die Entscheidung sofort ertrotzen. Doch dann tauchte das Bild Seibels in seinem Innern auf, und dann gab er sich... fehlte nur noch, dass er diesen Burschen gegen die Wand schlug und hinterher mit der Polizei in Berührung kam.

Der Abteilungsleiter Bauer sah ihn ernsthaft prüfend an, als er sich bei ihm zum Dienst meldete. Ein geheimes Raunen ging ja doch schon im Amt um, es wisperte hinter hohlen Händen, und in der Kantine gab es in diesen Tagen interessanten Gesprächsstoff. Aher kaum jemand wusste Gewisses und die Beteiligten schwiegen.

Herr Bauer unterrichtete den Neuling, es gab nicht viel zu sagen. Irgendeine in den letzten Wochen erst erlassene Verfügung hatte seiner Abteilung vermehrte Arbeit besorgt: sämtliche Steuerensiten waren — alphabetisch geordnet — in grosse Folianten einzutragen, eigentlich nur in Auswirkung des

in pedantischer Schönheit blühenden Papierkrieges.

Der Abteilungsleiter Bauer — Typ des guten preussischen Beamten der Vorkriegszeit — hatte vorher selbst ausgeprobt: man konnte in acht Stunden Dienstzeit an einem Tag zweihundert Eintragungen schaffen —: Name August Müller —, Geburtsort Stallupönen — Geboren am 10. März 1885 — Beruf Metzgermeister — Religion evangelisch — Staatsangehörigkeit Preussen — Stand verheiratet — Anzahl der Kinder drei — Lfd. Nummer 88 — Zeichen der Steuerakte IV A. M. 1734-24.

Und so sassen ein Dutzend Menschen, die Rücken gebeugt, Stapel von Akten neben sich, aus denen die Daten zu entnehmen waren, und pinneten. Und übten sich in Schönschrift, denn auch das wurde verlangt. Und blickten nicht auf, denn wer nicht zu kurz kommen wollte, musste sich dabeihalten. Und wer doch zu kurz kam, hatte es zum Dienstschluss dem Abteilungsleiter zu melden und erschien am folgenden Tag eine Stunde früher — wenn die Putzfrauen noch rumorten —, um das Versäumte nachzuholen. Wer aber drei Tage hintereinander sein Pensum nicht erfüllt hatte, konnte unweigerlich damit rechnen, gemeldet zu werden, denn Herr Bauer hielt — mit Recht — auf Ordnung.

Er war der ragende Pflichtenmann dieses von einem Juden geleiteten Dienstbetriebes, in dem sonst alles drunter und drüber ging und die Schiebungen an der Tagesordnung waren, und er würde es bleiben bis zum bitteren, nahe bevorstehenden Ende.

Der Zeitangestellte Peter Mönkemann schaffte am ersten Tag das geforderte Soll. Er stolperte über Dutzende von Namen der uralten Firma, und hierbei gab es solche, die ihm ein herbes Grinsen entlockten. Namen, die eine k. k. Militärbehörde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den nach Wien einströmenden Galiziern zur ewigen Signierung ihrer Herkunft zwangsverordnet hatte: da gab es den Daniel Latrinengeruch neben dem Isidor Veilchenduff, den Chaim Lungenschleim neben der Rahel Rosenöl geb. Wanzentöter.

Grossartig, diese Etikettierung — sagte sich der junge Mann. Die Leute in Wien bewiesen noch wenigstens Humor, schade, nur jammerschade, dass man es nicht mit allen so gemacht hat. So wären sie doch besser kenntlich, auch die, die nicht von drüben her nach Berlin einwanderten, sondern aus anderen Städten zuzogen.

Am zweiten Tag erledigte er wieder seine zweihundert, allerdings musste er auf die Mittagspause verzichten. Und am Mittwoch, gegen elf Uhr, legte der Abteilungsleiter Bauer den Hörer des Hausapparates auf die Gabel und sagte in die Stille hinein:

„Herr Mönkemann, Sie werden gebeten, zum Herrn Oberregierungsrat zu kommen!“

Das einsige, sonst nie durch ein Wort gestörte Federgeklitzel wurde — wie auf Kommando — unterbrochen. Gekrümmte Rücken streckten sich, erwartungsvolle Augenpaare blickten in die Runde. Und wenn man auch um zehn Positionen zu kurz kam, diese eine Minute schien allen kostbar zu sein. Denn sie gab blutvolles Leben, sie liess die Herzen schneller schlagen, und sie eröffnete wie durch das Astloch eines Bretterzaunes einen Blick in zwar dienstliche, aber trotzdem in menschlicher Beziehung hochinteressante Bezirke.

Peter Mönkemann vollendete seine letzte Eintragung, überflog sie, legte die Feder auf ihren Platz, klappte das Buch zu und trug es zum Abteilungsleiter.

„Aber warum denn?“ fragte der. „Sie werden doch gleich wiederkommen, Ihre Arbeit wieder fortführen?“

„Das glaube ich kaum,“ war die Antwort. Im Zimmer des Oberregierungsrates waren ausser ihm selbst der Personalchef, der Bürovorsteher, der Beamten-Obmann Seibel und der Vertreter der Angestellten, Herr Begas, anwesend. Der Mann sah aus wie ein Spanier, dunkelhäutig, ein wenig exotisch, auch schien ein gewisses, heissblütiges Naturell ihm eigen zu sein, denn er sass kaum eine Minute hintereinander still auf seinem Stuhl. Uebrigens sprach er nur gebrochen Deutsch, und noch merkwürdiger war die Tatsache, dass alle Herren rauchten. Das Zimmer war mit Qualm erfüllt.

Der junge Mann wurde überrascht: man schob ihm einen Stuhl hin, und er nahm Platz. Er fühlte sich durchaus nicht als armer Sünder, als Delinquent sozusagen, und die Gesamtaufmachung, das Verhalten der Herren ihm gegenüber bei seinem Eintritt, bestärkte ihn in diesen Gefühlen. Und dann sprach der Mann, der unter dem Bildnis des Reichspräsidenten sass, zögernd und ein wenig nach Worten suchend:

„Wir haben Sie hierher gebeten, weil dieser... Zwischenfall noch zu bereinigen ist. Sie haben da... in meiner Gegenwart... unerhörte Beschuldigungen gegen... einen verdienten Beamten ausgesprochen. Ich möchte Sie... zur Zurücknahme bewegen — in Ihrem ureigensten Interesse, versteht sich, bevor... es zu spät ist!“

Eine Pause trat ein.
Mach' du nur zuerst ordentlich deinem Herzen Luft, denkt der junge Mann, tief verblüfft. Schleim' dich nur gehörig aus, du — Oberbonze! Was willst du eigentlich von mir?

Aber das Gefühl der Verblüffung ist doch das stärkste in ihm. Es gibt also nicht die fristlose Entlassung? Dieser Bonze hatte einfach Angst — so musste es sein — Angst, dass er plaudern könnte, sonst nichts! Lieber Himmel — wie das eigene Rückgrat dadurch gestärkt wurde... es gab also sogar

im Novemberdeutschland noch etwas; das diese Juden zu befürchten hatten! Schienen doch noch zu wissen, diese Schweine, dass nur in den von ihnen geleiteten Dienststellen die krummen Sachen möglich waren. Dass die anderen Behörden, die nicht verjudeten, den Schild der untadeligen preussischen Beamenschaft auch nach der Revolte von Anno achtzehn sauber zu halten versuchten.

Das peinliche Schweigen hält an. Herr Seibel hängt mit Aug' und Ohr am Mund seines Vorgesetzten, ein wenig schuldbeusst, ein wenig fragend und dumm; gewiss hat er nur wieder wegen seiner Schwerhörigkeit die Hälfte des Gesprochenen verstanden. Der Personalchef blickt ernst und gesammelt drein, so, als wäre er nur mit seinem Astralleib anwesend, als sei er an dieser Aussprache persönlich gar nicht beteiligt, und nur Herr Begas legt eine Hand auf den Arm des jungen Mannes: der schüttelt ihn mit einer unwilligen Gebärde ab, überhört auch die fast beschwörenden Flüsterworte.

„Wie stellen Sie sich dazu?“ fragt schliesslich Dr. Wiener.

„Wozu — Herr Oberregierungsrat?“
„Nun — zur Zurücknahme der Beschuldigungen. Es dürfte für Sie persönlich das Allerbeste sein, glauben Sie mir das. Wenn die Sache weiter geht...“

„Also Sie wünschen eine Zurücknahme? Darf ich zuerst fragen: was soll ich zurücknehmen? Und was geschieht, wenn ich dazu bereit wäre?“

Der Leiter des Amtes horcht auf: das scheint ja glatter zu gehen, als er vermutet hat. In wenig unwilligem Ton meint er:

„Die Anschuldigungen sollen Sie zurücknehmen, natürlich! Wir setzen darüber eine kurze schriftliche Erklärung, eine formale Ehrenerklärung auf, das unterschreiben Sie und dann wird man weitersehen. Höchstwahrscheinlich bleibt dann dieser peinliche... Zwischenfall ohne weitere Folgen für Sie... soll heissen... dass von einer fristlosen Entlassung Abstand genommen werden kann.“

„Sehr schön!“ sagt der Jüngere laut, und lebenswürdig lächelnd. „Ich erkläre also hiermit nochmals im Beisein mehrerer Zeugen — Herr Seibel hat in meiner Gegenwart Schiebungen — ganz gewöhnliche Schiebungen — gemacht. Er verspricht einem zah-

„Sublime“
die beste Tafelbutter

Theodor Bergander
Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620

GEGR. 1575



BOLS
LIKÖRE GIN
GENEVER

GDYNIA - AMERIKA

Schiffahrtlinien - Südamerikanische Linie

S/S „Kosciuszko“

fährt am 26. Juni nach RIO, VICTORIA, DAKAR, BOULOGNE S/M, KIEL-HOLTENAU und GDYNIA

S/S „Pulaski“

fährt am 1. August nach RIO DE JANEIRO, BOULOGNE S/M, KIEL-HOLTENAU und GDYNIA

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
S/S „Kosciuszko“	14. Juni	26. Juni
S/S „Pulaski“	18. Juli	1. Aug.
S/S „Kosciuszko“	18. Aug.	31. Aug.
S/S „Pulaski“	7. Okt.	20. Okt.
S/S „Kosciuszko“	8. Nov.	21. Nov.
S/S „Pulaski“	9. Dez.	22. Dez.

Ferner Luxuskabinen für 1., 2. und 3. Klasse.

Verkaufsstelle der Schiffskarten sowie nähere Auskünfte

Agencia Poloneza de Viagens
São Paulo, Rua Libero Badaró 561
2.ª Sobreloja, Tel. 2-3851

Preiswert **Kölnisch Wasser** Erfrischend
das beliebte Qualitätsprodukt der
Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro
Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Rua 7 de Setembro 140 - 1
Tel. 42-3601

Hotel „Lutecia“

Gründer: Satob Schrift
Modern eingerichtete und vollständig separate Appartements mit Bad, Schlafzimmern, Bad und Telefon.
Rio de Janeiro, Rua das Garrafinhas Nr. 486
Telefon: 25-3822

Wer sein Geld stets in der Tasche trägt, gibt es aus.

Legen Sie jeden Monat nur einen kleinen Betrag auf

Sparkonto

an, so erleichtern Sie sich das Sparen, und das zurückgelegte erhöht sich um Zins- und Zinseszinsgewinn.

Banco Germanico

da America do Sul

São Paulo

Rua Alvares Penteado 17 (Ecke Rua Quitanda)
Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5
Santos, Rua 15 de Novembro 114



E. Burzlaff & Filho

Baugeschäft

Spez. Industrieanlagen

Schornsteinbau
Kesselbau
Industrieöfen
Eisenbeton

kompl. Fabrikanlagen

São Paulo

Rua Flor. de Abreu, 125

Caixa postal, 2519

Telefon 4-0011

Werbt für den „Deutschen Morgen“

H. S. D. G.

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

Cap Arcona

fährt am 10. Juni nach: RIO DE JANEIRO, LISSABON, SOUTHAMPTON, BOULOGNE S/M. und HAMBURG.

Monte Olivia

fährt am 14. Juni nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA, LAS PALMAS, LISSABON und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio da Prata	Nach Europa
Cap Arcona		10. Juni
Monte Olivia		14. Juni
General Artigas		21. Juni
Monte Pascoal		29. Juni
Antonio Delino	16. Juni	5. Juli
Madrid	3. Juli	20. Juli

Besondere Ermässigungen für Touristen in der ersten, zweiten und Mittel-Klasse.

Auskunft und Beratung:

THEODOR WILLE & CIA. LTDA.

São Paulo - Santos - Rio - Victoria

Farben - Lacke - Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel für Hausanstrich und Dekoration

Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

lungskräftigen Zensiten Steuerfreiheit, er nahm dafür Geld an, wieviel es war, weiss ich allerdings nicht, er liess sich mit Rauchtmaterial beschenken, kistenweise, versteht sich, er erhielt weiter eine Jahresfreikarte für's Theater, und er bot mir Zigaretten und Theaterfreikarten an, da ich alles mitangehört hatte und er mich mit bestechen wollte. Und so behaupte ich nochmals: Herr Seibel ist ein grosses Schwein, sonst nichts! Genügt das, Herr Oberregierungsrat? Ich bin gern bereit, das schriftlich zu Protokoll zu geben!"

Der Blitz der Ueberraschung schlug von neuem ein. Und zündete.

„Haben Sie gesehen, dass er Geld annahm?“ faucht der Leiter des Amtes.

„Gesehen nicht, gehört! Aber das andere habe ich gesehen, mit meinen eigenen Augen! Ich kann es jederzeit beschwören... hoffentlich komme ich bald dazu.“

„Wissen Sie, wohin Sie kommen, wenn Sie bei Ihren unsinnigen Behauptungen bleiben?“

„Wissen Sie, wohin Sie kommen, wenn meine Behauptungen vor der Oeffentlichkeit erwiesen werden!“ brüllt der junge Mann zurück, dem nun alles gleich ist.

„Nehmen Sie doch Vernunft an!“ richtet sich Herr Begas an ihn, mühsam die Worte formend. „Sie befinden sich hier doch vor dem Herrn Oberregierungsrat persönlich!“

„Halten Sie Ihre Klappel!“ sagt der Zeitangestellte grob und ohne jede Rücksicht.

„Mit Ihnen habe ich überhaupt nichts zu tun!“ Und dann legt er von neuem los: „Ich lasse mich hier doch nicht für dumme verschleissen! Was ich gesehen habe, habe ich gesehen...!“ und plötzlich springt er unberechenbar, wie er ist — auf, tritt vor den Beamtenhmann Seibel hin und sagt, und jeder spürt, dieser Bursche ist nun zu allem fähig:

„Ich frage Sie selbst: Haben Sie die Geschenke angenommen oder nicht? Wollten Sie mir davon abgeben oder nicht?“

Seine Augen sind zwei Feuerräder. Wenn der Judenbengel jetzt lügt, wenn er abstreitet und den anderen zum Verleumder machen will, dann ist es vorbei. Dann ist es vorbei!

Aber der Bursche antwortet keinen Ton. Nur seine Backenknochen zucken unter der straff gespannten Wangenhaut, und nun hebt er wie abwehrend — als sei er auf Schläge gefasst — die Hände vor den Kopf.

„Sie Judenschwein!“ zischt Peter Mönkemann, und stürzt aus dem Raum. Hinter

Obstesser, vorsichtig sein!

Ananas, Mamão, Manga, Abacate und wie die herrlichen brasilianischen Früchte alle heißen mögen, ist wohl jeder von uns mit Vorliebe. Besonders an sehr warmen Tagen verspürt man Appetit auf „etwas Erfrischendes“.

Nur Vorsicht ist notwendig! Allzuleicht kann noch nicht völlig ausgereiftes Obst die Verdauung in Unordnung bringen. Jahr für Jahr bezahlen Tausende und Abertausende teuer diese Unvorsichtigkeit, manche sogar mit dem Leben. Tritt nach Obstgenuss Durchfall ein, dann soll man nicht warten, bis dieser wieder vergeht, sondern sofort Edoformio nehmen. Dieses Bayer-Produkt reguliert die Verdauung schnell und stellt das körperliche Wohlbefinden wieder her. Edoformio ist vollkommen unschädlich und in jeder Apotheke zu haben.

ihm bleibt der Delinquent, bleibt ein feiger Judenbengel und ein aufgeregtes Durcheinander.

Er setzt sich in die Kantine. Arbeiten...? Das ist aus! Er wird hier nicht mehr arbeiten, mal sehen, was sie nun ausknobeln. Ob sie immer noch nicht den Mut zur fristlosen Entlassung aufbringen.

Werner Lüdtke, sein früherer Kollege, erscheint, setzt sich zu ihm. Der andre ist noch so in Hitze, dass er ihm einiges er-

gen treten könnte, es wäre so gut wie eine Erhöhung seines eigenen Dienststranges.

So beginnt er wörtlich: „Wir sind doch Kaufleute, Herr Mönkemann, sind doch Angestellte. Wir gehören doch nicht zu den verkücherten Beamten! Und da meine ich, Sie sollten Ihren Dickschädel...“

Er wird unterbrochen, er kommt gar nicht weiter:

„Sie können mich kreuzweise,“ ranzt der Angeredete ihn an.



zählt. „Und eine Ehrenerklärung für den Burschen soll ich unterschreiben! Was sagen Sie dazu?“

Werner Lüdtke — sich an, man soll nie einen Menschen, den man nicht genau und seit langem kennt, für polizeijudrig dumm erklären — Werner Lüdtke beugt sich zu ihm. Und raunt:

„Wenn Sie die unterschrieben haben, dann fasst man sie später am Kanthaken. Wegen Beamtenbeleidigung... wegen Verleumdung.“

„Könnte schon sein... aber wie stehen Sie selbst dazu, Herr Lüdtke? Sie wissen doch auch, dass der Bursche Schiebungen macht. Ebenso wie der Oberinspektor. Sie haben es doch auch schon beobachtet!“

„Ich...?“ tut der sehr ängstlich, und zieht die Augenbrauen hoch. „Ich...? Ich weiss von nichts. Bestimmt nicht!“

Unten im Zimmer des Oberregierungsrates beschliesst man nach längerem Hin und Her, Herrn Blappuhn sofort aus dem Urlaub zurückzurufen. Herr Seibel machte den Vorschlag: „Denn er wird am besten bezeugen können, dass ich meinen Dienst stets korrekt ausgeübt habe,“ begründet er. „Wenn es anders wäre, dann müsste er zuerst das wissen, denn ich arbeite doch in seinem Dienstbereich!“

Und dann besucht plötzlich Herr Begas die Kantine, auch er setzt sich zu dem jungen Mann, und ihm ist unschwer anzusehen: er wird eine Einigung versuchen, und wenn sie auf Biegen und Brechen gehen soll! Es wäre grossartig, wenn er dem Ober mit der unterschriebenen Ehrenerklärung unter die Au-

„Was...? Wie...?“ stottert er.

„Kreuzweise können Sie mich! Soll ich noch deutlicher werden?“

Und dann verschwindet er, sein Tagewerk an diesem Amt ist getan. Höchstwahrscheinlich für immer.

Und mit dem anderen, mit Dr. Singer, will er, wenn möglich, noch in dieser Woche, klar werden. Er wird festzustellen versuchen, was mit ihm eigentlich los ist, das ist sein heimlicher Vorsatz.

„Wir wollen uns heute mal diese Stadt von der anderen Seite besehen,“ beginnt Singer, als sie in die Nähe des Potsdamer Platzes kommen. „Ich hatte ja längst die Absicht, Ihnen mal Berlin zu zeigen, wie es wirklich ist, damit die Scheuklappen fallen. Damit Sie sehen und sich selbst überzeugen: in diesen Zeiten ist für Mucker und Spieser nichts zu erhoffen. Damit Sie wirklich einsehen: das Leben in einer Weltstadt richtet sich nach anderen Gesetzen als das eines Provinznestes. Und die Polizei hat andere Aufgaben, als irgendwelchen Missetätern nachzugehen, die sich mit kleinen Mädchen oder hübschen Jungen ihren Spass erlauben!“

Er redet geschickt wie immer, das ist nicht abzustreiten. Ihn bewegt der verständliche Wunsch, eine gewisse unangenehme Sache bei diesem Tölpel dadurch zu verkleinern, dass er sie durch die Ausbreitung noch grösserer Schandthaten verdrängt, solcher, die von der Polizei stillschweigend geduldet werden, wie er ausdrücklich und mit bestimmter Nebenabsicht erwähnt. Und der andere sagt sich: abwarten, was er vorhat. Wenn ich

bestimmt weiss, was Geistes Kind er ist, kann ich immer noch Fraktur mit ihm reden.

„Hübsche Jungen?“ wiederholt er zweifelnd, und den Provinzler hervorkehrend.

„Spass mit hübschen Jungen?“

„Nun tun Sie nur nicht gar so dumm,“ scherzt der andere. „Sie werden doch wissen, dass es so etwas gibt!“

„Gehört habe ich allerdings schon davon, und es scheint mir, als passte es nur wieder gut zu dieser Stadt und überhaupt in diese verlotterte Zeit.“

„Früher gab's das auch schon, Herr Mönkemann. Denken Sie nur an die Päderastie der alten Griechen, an deren Knabenliebe, die mit der anderen sogar gesetzlich völlig gleichgestellt war. Die Griechen waren doch ein Kulturvolk, nicht?“

„Interessiert mich wenig, meine ersten Vorfahren waren Germanen. Ihre allerdings wohl nicht,“ sagt er bissig. „Und Sie meinen also, dass die Griechen wegen dieser schmutzigen Geschichten zu den Kulturvölkern gezählt werden müssten?“ fragt er luernd.

„Nun — das gerade nicht, obgleich die Freizügigkeit in sexuellen Dingen zum Kennzeichen jeder wahren Kultur gehört. Schauen Sie doch nur nach Frankreich: die kennen heute den Muckerparagrafen noch nicht!“

„Dafür gehören sie auch zu den sterbenden Völkern, wie ebenso die Griechen von der Bildfläche verschwanden, weil sie sich nicht sauber hielten.“

„Redensarten, Herr Mönkemann. Was heisst nur ‚sterbende Völker‘? Die Menschen leben doch, gleichgültig, welchem Volk sie angehören! Das Recht der Verfügung über den eigenen Körper ist doch unbestreitbar, nicht wahr? Und so wird auch bei uns bald dieser hinterwäldlerische Schandparagraf fallen und einer freizügigen, wahrhaft liberalen Auffassung Platz machen müssen.“

„Meinen Sie wirklich?“

„Ganz gewiss. Die allgemeine Strömung wird immer stärker, und wenn bisher die Gesetzesvorlagen unter den Tisch fielen, wenn man es auch — als noch Zeit war, in den Monaten nach November 1918 — versäumt hat — eines Tages kommt es doch.“

(Fortsetzung folgt)

Strick-Konfektion

und

Unterwäsche

FÜR DAMEN, HERREN UND KINDER

zu sehr vorteilhaften Preisen

Casa Lemcke

S. PAULO, Rua Libero Badaró 303
SANTOS, Rua João Pessoa 45-47

Zur Goldenen Höhe

Roman von Otto Hawranek • Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin

(1. Fortsetzung)

Die Notstandsarbeiter werden aus dem Almosendasein herausgerissen und vor die Aufgabe gestellt, der Zukunft — und damit ihren Kindern und Enkeln — zu dienen. Das ist, trotz der harten Arbeit, ein würdigeres Brot als die Wohlfahrtsgroschen bisher... Von Ihnen nun wird nur der Geländeverkauf verlangt; Sie bekommen den möglichen Preis dafür. Können Sie heute übersehen, ob es für Ihre Kinder und Enkel einmal dienlicher ist, diesen oder jenen Streifen Feld oder Garten noch zu besitzen, oder durch eine neuzeitliche Autostrasse dem grossen Verkehr angeschlossen zu sein? Es gibt viele kleine Städte, die im vorigen Jahrhundert der Eisenbahn die Durchquerung ihres Bereiches verwehrt. Die nächste Generation schon musste fühlen, dass sie ungenügend benachteiligt war. Meine Herren: Es ist später noch manche Stichbahn gewissermassen erbettelt worden, weil die Grossväter nicht aufgepasst hatten...

Dr. Klemm sah in nachdenkliche Gesichter. Es erfolgte kein Einwand. Er fuhr fort: „Diese Umgehungsstrasse ist keine städtische Strasse, wie Sie vielleicht irrtümlich annehmen; die Stadt ist nur in diesem Teil Träger der Arbeit. Sie müssen dieses Werk als eine Zubringstrasse zur Nord-Süd-Autobahn betrachten. Die kaum fünfzehn Kilometer von hier entfernt im Bau ist. Der Güterumschlag wird sich auf diesem neuartigen Verkehrsnetz unerhört schnell abspielen: Eilzüge werden durch die Nächte fahren, von deren Grösse und Geschwindigkeit Sie sich hier keine Vorstellung machen können. Mit dieser neuen Strasse aber zieht sich der gesamte Verkehr aus dem Gebirge und ins Gebirge durch diese Landschaft. Oehrtruff wird damit an das riesige Reichsverkehrsnetz der Autobahnen angeschlossen. Nun seien Sie mal ehrlich: Unten in der Stadt gibt es Engen und Strassenenden, an denen schon heute ein Kraftlastzug sich nur hindurchwinden kann, wenn ihm die Fahrbahn freigemacht wird. Dabei stehen wir erst am Anfang dieser Entwicklung...“

„Jawohl,“ gab Emil Dörner zu, „es hat einen nachts ordentlich im Bett hoch, wenn so ein grosser Ueberlandzug durchrasselt. Soweit ist das alles schon richtig.“

„Schön!“ sagte Dr. Klemm. „Nun noch eines: Wer geschäftlich in Oehrtruff zu tun hat, wird sich nicht um das Schild in Limmra kümmern: „Umgehungsstrasse“. Auch mancher Vergnügungsfahrer von Gemüt wird gern diese Eilstrassen meiden, weil er auf den entlasteten kleineren Strassen gemütlich „autowandern“ kann, ohne von den unverbesserlichen Kilometerfressern fortgesetzt überholt zu werden. Und zum Schluss: Jede Stadt wird in Kürze vor der Aufgabe stehen, wie sie die Verkehrssicherheit ihrer Strassen heben könne. Für Oehrtruff wäre diese Aufgabe damit gelöst... So, meine Herren, das wollte ich Ihnen auseinandersetzen! Es ist nun heute nicht mehr so, dass sich ein einzelner Mensch solchen Planungen auf weite Sicht entgegenstellen könnte. Aber ich halte es für besser, der Vernunft den Vortritt zu lassen. Deshalb wollen wir jetzt nur noch darüber sprechen, ob einzelne kleine Sonderwünsche erfüllt werden können. Beginnen wir mit der Besichtigung Ihres Gartens, Herr Kerbel!“

Der Stadtbaumeister fand den Kameraden von der Baufirma recht einsilbig. Bilgram stellte fast keine Fragen. Er war nicht zum ersten Male hier und hatte sich das Gelände schon gründlich betrachtet. Aber es hatte für ihn kein Grund vorgelegen, amtliche Stellen zu hemühen, ehe seine Firma nicht den Zuschlag für die Bauausführung in der Tasche hatte. Seine Gedanken drehten sich bereits um die Einrichtung der Baustelle, und dazu brauchte er keine Ratschläge.

„Wo werden Sie denn Ihr Baubüro aufschlagen?“ fragte der Stadtbaumeister. „Ich miete mich irgendwo ein. Vielleicht in der „Goldenen Höhe“.“

„Hm — wie Sie meinen. Wenn Sie aber ruhiger wohnen wollen, kann ich Ihnen das Haus der Frau Quandt empfehlen. Die vermietet im Sommer an Feriengäste. Dort sind Sie gut aufgehoben. Fernsprecher ist vorhanden.“

„Danke. Ich werde das mit vormerken.“

Als der Stadtbaumeister den Wunsch äusserte, sich nunmehr in die Verhandlungen mit den Anliegern einzuschalten, beschloss Bilgram, inzwischen die Wohnungsfrage sicherzustellen. Es konnten wohl nur der Gasthof „Goldene Höhe“ oder das Quandtsche Haus in die engere Wahl kommen, denn er wollte der Baustelle möglichst nahe sein.

Der Chauffeur Norgauer sass im Wagen und rauchte kalt. Bilgram schickte ihn zu den Quandts, um Erkundigungen nach den Zimmern einzuziehen. Er selber betrat die Gaststube, einen überaus gemütlichen Raum mit dunkler Holztafelung. Weder Herr Fabinke noch die Bedienung waren zu sehen. Um diese Zeit gab es auch keine Gäste.

Aus dem Nebenraum, dessen Tür nur angelehnt war, erklang trällernd eine junge Stimme. Er öffnete. Das hübsche Fräulein war eifrig mit Wäschelegen beschäftigt und wandte sich fragend um. Er sah, wie helle Röte ihr über Hals und Gesicht wehte und wunderte sich darüber.

„Würden Sie, bitte, mal Herrn Fabinke rufen?“

„Ist leider in die Stadt gegangen. Kann ich vielleicht —?“

„Wir suchen für ein paar Monate Quartier. Wie steht es damit?“

„O ja — wir haben Zimmer frei. Ist es für Sie?“ Zwei dunkle Augen sahen ihn gespannt an.

Er wollte schon bejahen, aber ein Gefühl hielt ihn davon ab. „Das muss sich erst zeigen. Ich bringe Schachmeister mit, die natürlich lieber privat mieten, wenn Herr Fabinke nicht billig Kost und Wohnung geben kann. Auch ein Büroraum ist nötig.“

„Ich zeige Ihnen die Zimmer!“ sagte sie eifrig, reckte sich ein wenig und ging dicht an ihm vorbei. Sie nahm ein paar Schlüssel vom Wandbrett. „Bitte!“ Die roten Lippen lächelten ihn strahlend an.

Das Mädchen war frisch und gepflegt; sie hatte es nicht nötig, sich zu schminken, und wie sie jetzt die dunklen Augen zu ihm aufschlug, geschah es ohne jede Gefallsucht. Schlank und rank ging sie vor ihm her und wandte hin und wieder den Blick, in dem eine fast kindliche Freude stand.

Bilgram verzog unmerklich die Lippen. Seit einer gewissen Zeit nahm er keine Stellung mehr zu den Frauen. Er war gerecht genug, nicht das ganze schöne Geschlecht mit seinem Misstrauen zu messen, aber er tat den Frauen nicht mehr den Gefallen, an dem herumzurätseln, was in ihnen Madonna oder Turne war oder sein könnte. Dieses Mädchen war Kellnerin und damit von vornherein verurteilt, sich Missdeutungen ausgesetzt zu sehen. Deshalb wollte er freundlich zu ihr sein. Im übrigen, mein Fräulein mit den Seidenbeinen: Hübsche Mädchen gibt es viele!

Käthe schloss das erste Zimmer auf und trat zur Seite. „Nett, nicht wahr?“ fragte sie siegesicher.

Jawohl! Das Zimmer war überraschend modern und geschmackvoll gehalten... „Allerdings hübsch! Herr Fabinke hat sich die „Goldene Höhe“ wirklich etwas kosten lassen. Lohnt sich denn das?“

„Och — ich denke schon. Wir hatten Sommerfrischer. Wie es heisst, sollen auch Winterportler kommen.“

„Dann ist das nichts für uns. Wir wollen bis in den Sommer hinein wohnen.“

„O doch! Herr Fabinke wird das schon einrichten. Wir haben auch gute Küche, und ich — wir würden schon dafür sorgen, dass Sie sich wie zu Hause fühlen...“

„Ein sehr löblicher Vorsatz! Aber wir kommen nicht zum Vergnügen, Fräulein. Das Büro hier oben liegt ausserdem ungünstig. Wenn die Regentage einsetzen, tragen allerlei Schattstiefel Schlamm und Schmutz über die Läufer. Also für uns ist das zu vornehm. Ich danke Ihnen!“

Tiefe Enttäuschung malte sich auf ihrem Gesicht. Ganz traurig sahen die dunklen Augen ihn an. Doch da blitzten sie wieder auf. „Es gefriert hier sehr bald, sagen die Leute — dann gibt es Schnee und keinen Schmutz!“ frohlockte sie.

Er lachte über ihren Eifer und nickte ihr freundlich zu. „Sie persönlich würden uns also gern aufnehmen?“

„Ja!“ sagte sie mit einem Atemzug. „Sehr gern!“ Sie errötete und setzte schnell hinzu: „Es ist hier oft recht langweilig...“

„Aha — deshalb? Aber es gäbe doch für Sie kurzweiligere Stellen?“

„Nein,“ sagte sie fast trotzig, „ich gehe nicht überall hin...“ Ihre Augen baten um Glauben.

Er war ärgerlich auf sich selbst. Das gehörte doch nicht zur Sache? Dieses Gespräch war zu beenden... „Na, wir werden sehen, Fräulein. In diesen Zimmern liesse sich's sicher angenehm wohnen. Ich muss jedoch die Zweckmässigkeit voranstellen. Aber ich denke, wir werden Herrn Fabinke's Mittagsgäste.“

„Das wird ihn freuen!“ Sie strahlte dabei und klapperte, wieder fröhlich, mit den Schlüsseln.

Wie immer auch die Lebensbahn dieses Mädchens bisher gewesen sein mochte — diese frische Natürlichkeit stellte ihr ein gutes Zeugnis aus. Bilgram verliess das Haus mit einem Lächeln.

Der Chauffeur Norgauer meldete: „Zwei Zimmer im Erdgeschoss sind zu haben, Herr Bilgram!“ Und er hatte dabei ein eigentümliches Schmunneln um den Mund.

Bilgram sah ihn scharf an.

Da verzog Norgauer keine Miene mehr. „Danke. Ich sehe mir die Wohnung an.“

Das Quandtsche Haus lag in einem Garten. Es war im Banstil der Mitte des vorigen Jahrhunderts gehalten und hatte etwas Behagliches an sich. Bilgram freute sich darüber, dass der Hausglockenstrang noch nicht durch eine elektrische Anlage ersetzt war. Er zog, und die Glocke im Flur bimmelte eilig. Er wartete. Plötzlich fiel ihm ein: Erna Quandt — das Mädchen mit der Mappe unterm Arm! Er hatte das Gesicht kaum

erkennen können — nur: aschblondes Haar, straff gereckte Gestalt und einen selbstbewussten Gang, der wohl noch durch sportliche Durcharbeitung —

Die Tür öffnete sich merkwürdig lautlos.

Jetzt muss ich aufwachen! dachte Gustav Bilgram und wehrte sich gegen eine Zwangsvorstellung: Ich habe alles nur geträumt — die „Goldene Höhe“, Herrn Fabinke, das nette Fräulein mit den klappernden Schlüsseln. Denn wie kommt Luzia auf diese Schwelle? Ja, es ist das helle Gesicht! Es wäre streng, wenn nicht volle, geschwungene Lippen und eine zarte Kinnlinie den Zügen weibliche Weichheit gegeben hätten. Es sind auch die hellen Augen mit den dunklen Pupillen, die so sehnsüchtig bitten konnten, so zärtlich strahlen und verheissen... Luzia — um deinetwillen ziehe ich seit Jahren von Baustrecke zu Baustrecke, deine Lippen sind für immer verstummt, und niemand kann mir sagen, wohin du damals fuhrst! Wohin ging deine letzte Fahrt?

Das alles stürzte in Sekundenschnelle über ihn, während kein Zug seines Gesichtes sich veränderte. Mit einer langsamen Bewegung hatte er die Sportmütze abgenommen; und während er sie ebenso umständlich wieder aufsetzte, zerfloss das Bild. Das Mädchen war ins helle Sonnenlicht getreten. Es blieb nur die schwache Spur einer Ähnlichkeit, dem gleichen Fräuleintyp zuzuschreiben. Immerhin wollte er hier nicht wohnen, wo ihm auf der Schwelle — „Verzeihung! ich habe mich in der Hausnummer geirrt...“

„Nein, Herr Bilgram, hier wohnt Frau Quandt. Ihr Chauffeur fragte nach Zimmern. Meine Mutter muss einige Tage das Bett hüten, aber Sie können alles mit mir besprechen.“ Eine ganz fremde, höfliche Stimme war das... Und Erna Quandt gab mit einer kleinen einladenden Bewegung die Tür frei.

Bilgram zögerte eine Sekunde, dann trat er ein. Wie hatte Herr Fabinke gesagt? Erna Quandt und der Maler Többe —? Es war ja lächerlich, zu zögern! „Meinen Namen wissen Sie ja bereits. Wahrscheinlich haben Sie sich auch sonst schon — unterrichtet?“

„Allerdings.“ Sie sah auf, betroffen von der Kälte seiner Stimme. „Insofern, als ich wissen musste, welche Ansprüche der Mieter stellen würde. Unser Haus und unsere Einrichtung sind nicht modern, obwohl wir uns bemühen, einigermassen mit der Zeit zu gehen...“

„Ich brauche ein Büro und ein Zimmer für mich. Jedoch müssen Sie damit rechnen, dass allerlei Leute aus- und eingehen. Ich würde deshalb das Erdgeschoss bevorzugen.“

„Das lässt sich einrichten. Bitte —!“ Sie schloss eine Tür zur Linken auf.

Es war ein schöner, grosser Raum, ein Herrenzimmer aus dem vergangenen Jahrhundert: Eichenholz, geschnitzte hohe Stühle, ein Schreibtisch am Fenster, ein moderner Tischapparat darauf... Bilgrams Blick schweifte umher.

Erna Quandt stand mitten im Zimmer, still und schmal, in einem knappen dunkelblauen Hauskleid.

Er sah sie nicht an, als er sprach. „Dieses Zimmer sagt mir zu. Vielleicht lassen Sie einige der Stühle entfernen? Ich brauche einen grossen Tisch. Wenn er nicht vorhanden ist, kann ich ihn mitbringen. Ich stelle Ihnen anheim, noch dieses oder jenes gute Möbelstück zu besichtigen...“ Er deutete umher.

„Das kann eingerichtet werden.“ Erna Quandt lächelte mühsam. Ein unliebenswürdiger Mieter?

„Und wo wäre mein Zimmer, bitte?“

„Hier!“ Sie klinkte die Tür zum Nebenzimmer auf und wurde dabei flammend rot. „Ich bewohne es zurzeit noch...“

„Dann — ich danke,“ wehrte er ab. „Doch!“ widersprach sie tapfer. „Ich bitte darum! Sonst gibt es hinterher Anstände.“

Er warf nur von der Schwelle aus einen Blick hinein. Ein helles, schönes Mädchenzimmer. An den Wänden Skizzen, Pastellbilder, Oelskizzen; sie stellten immer wieder Erna Quandt dar. Ein Brustbild darunter; Luzia —? Hatte der Maler Többe seine Braut so gesehen? Bilgram trat zurück. „Wenn ich Sie aus Ihrem Reich vertreiben muss, möchte ich verzichten. In der „Goldenen Höhe“ —“

„Sie täten uns keinen Gefallen damit,“ sagte sie tonlos. „Wir müssen vermieten...“ Ganz leise setzte sie hinzu: „Wenn es sein muss — um jeden Preis...“

Er sah sie zum ersten Male voll an.

Die hellen Augen hielten stand und baten. Dieses Bitten war eine Demütigung für sie. Er begriff das sofort, wehrte sich dagegen und fand die Grenze seiner Sachlichkeit wieder in Gefahr. Sobald Not ihm entgegentrat, sprang sein Gewissen auf und befahl ihm, Dinge zu tun, über die andere Menschen lächelten... Nun: Hier hatte er auch den Verstand auf seiner Seite. Diese Räume waren für seine Zwecke wie geschaffen... „Gut! Ich nehme diese Zimmer zunächst auf ein halbes Jahr.“

Es entging ihm nicht, dass das Mädchen aufatmete. Die Mutter Witwe und krank? Das Mädchen mit der Mappe aus der Stadt gekommen. War sie in Stellung? Er schob diese Gedanken heisseite. Ehe sie antworten konnte, fuhr er fort: „Ich gedenke, in der „Goldenen Höhe“ die Mahlzeiten einzunehmen. Es würde sich also nur um Wohnung und Frühstück handeln. Ueber den Fernsprecher müsste ich allerdings verfügen, obwohl Sie natürlich jederzeit sprechen können. Es kommt auch vor, dass ein Techniker mich vertritt. Was für mich gilt, muss für ihn ebenfalls gelten.“

„Wir haben den Fernsprecher nur für unsere Mieter und Sommergäste. Wenn Sie noch Wünsche haben, so werden wir sie zu erfüllen suchen.“

Ausspannung tut not!

Wenn man die klimatischen Verhältnisse berücksichtigt, dann darf man wohl ruhig feststellen, dass hierzulande oft intensiver gearbeitet wird als drüben. Besonders in den heißen Sommermonaten verspürt der Eingewanderte das lebhafteste Bedürfnis, vorübergehend auszuspannen. Für einige Zeit sich einmal völlige Ruhe gönnen, von Geschäften und unruhigen Zeitläuften nichts sehen und hören, wer möchte das nicht gerne?

Nicht jeder von uns kann Körper und Geist diese Erholung verschaffen. Der Eiferkämpfer wird von Tag zu Tag härter und rücksichtsloser und wieviele müssen auf eine Ruhepause verzichten, weil besondere Verhältnisse es nicht anders erlauben. Andere wieder halten sich für unentbehrlich und bereuen erst dann ihre Unterlassungsfünde, wenn der geschwächte Körper streift.

Soweit soll man es aber nicht kommen lassen. Wer jährlich eine Conosofsan-Kur durchführt, der verschafft dadurch seinem Organismus dringend notwendige Aufbaustoffe, Conosofsan, ein Bayer-Produkt, gibt Körper und Geist neue Frische und Widerstandsfähigkeit.

„Danke. Ich wüsste nicht... Höchstens — ist ein Bad im Hause?“

„Nicht nur eines. Es sind ihrer zwei, da wir doch im Sommer Fremdenpension — markieren. Das eine liegt neben Ihrem Zimmer; dazu gehört noch eine Abstellkammer.“

„Das passt recht gut,“ sagte er, jetzt aufgeschlossener, „da kann ich mit meiner „Grossen Bagage“ einziehen...“ Es klang ironisch, als er erklärte: „Keine Angst! Es handelt sich nur um ein paar alte grosse Kotter und einige Berufsgegenstände. Meine Stellung bringt es mit sich, dass ich ein Zigeunerleben führe. Wir, meine Schachmeister und ich, sind immer dort, wo Erde gewälzt wird.“

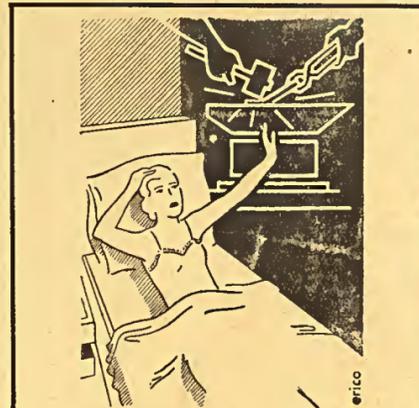
„Ja?“ sagte sie höflich und sah ihn unsicher an. Er machte sich wohl einen Scherz mit ihr? Dass er die Zimmer nicht nur für sich, sondern auch für den Techniker mietete, hatte sie ohne weiteres begriffen. Dieser Techniker würde wohl ständig hier sein und im Büro arbeiten. Dieser Baumeister Bilgram aber konnte doch täglich schnell mit seinem Wagen zwischen hier und der Kreisstadt hin und her? Zögernd tastete sie: „Wir hätten zwar eine hübsche Giebelstube für Ihren Chauffeur, aber über eine Garage verfügen wir nicht.“

Er sah sie einen Augenblick erstaunt an. Dann hatte er begriffen. „Sie verwechseln den Bauführer mit dem Chef der ausführenden Firma. Der Chauffeur Norgauer steht im gleichen Angestelltenverhältnis zur Firma wie ich.“

„Verzeihung!“ sagte sie verwirrt. „Bitte — das konnten Sie ja nicht wissen. Sie haben sogar recht: Baumeister mit grauen Schläfen pflegen sonst nicht Bauführer zu sein — oder nicht mehr...“ Die Stimme klang hart. Er sah an ihr vorbei und hatte eine Falte zwischen den Brauen. Sie war bestürzt, begriff aber sofort, dass sie unbewusst an eine winde Stelle gerührt hatte. Sie suchte mit bittem Blick seine Augen und fand sie nicht.

Er hatte einen Block hervorgezogen und schrieb flüchtig darauf. Das tiefgebräunte Gesicht war wieder völlig gleichmütig.

(Fortsetzung folgt)



**WER SCHMIEDET
JETZT EISEN?**

Es ist der Schmied der Schlaflosigkeit, der auf den Amboss unserer Nerven schlägt. Um diesem ein Ende zu setzen, genügt eine Tablette ADALINA, des leichten Beruhigungsmittels, das natürlichen und angenehmen Schlaf bewirkt. ADALINA ist harmlos und in keinem Falle schädlich.

ADALINA
BAYER

Hemorrhoiden?

„RECTO-SEROL“



ist das deutsche von den Ärzten der ganzen Welt bevorzugte Mittel gegen Hemorrhoiden, Fissuren, etc.
Caixa Postal 833 - Rio.



Sterne und Schicksal

Kostproben astrologischer Prophezeiungen • Von Wolf Altkämper

Wie ist das eigentlich mit dem Schicksal: wer verhängt es über uns, wer leitet es? Oder können wir selbst etwas dazu tun, unser Geschick in erwünschte Bahnen zu lenken? Wie oft hört man das bekannte Wort: „Ja, wenn ich das vorher gewußt hätte, dann wäre manches anders gekommen, dann hätte ich...“ Liegt es wirklich nur an diesem „Vorherwissen“? Dann brauchen wir ja bloß nach einem Weg zu suchen, um den Schleier der Zukunft zu lüften. Es wird doch so vieles zu diesem Behufe angepriesen, angefangen bei der kleinen Kartenschlägerin über den schon eindrucksvolleren Hellseher bis zum ehrfürchtig bestaunten Sterndeuter.

In der Tat, die Veruche auf diesen oder ähnlichen Wegen, das zukünftige Los zu erfahren, werden so oft angestellt und sind so einschneidend in ihrer Wirkung, daß wir mit ein paar leichten Worten der Zustimmung oder Ablehnung nicht daran vorbeikommen. Weiblich wir einmal bei der geheimnisvollsten dieser Künste, der Sterndeutung. Diese Lehre behauptet, daß die schicksalvollen Pfade des Menschen auf Erden den seltsam verschlungenen Bahnen der Gestirne am Himmel gleichlaufen. Wie oben — so unten, ist ein alter und oft angewandter astrologischer Grundsatz. Darum muß man, so meinen diese Zukunftsdeuter, den Stand der Gestirne im Augenblick der Geburt eines Menschen ermitteln, und könne dann mit Hilfe der Regeln astrologischer Deutungskunst sein Geschick ergründen.

Die zwölf Menschentypen

Da ist vor allem die Einteilung in die zwölf Menschentypen, je nachdem, in welchem Monat man geboren ist; denn in jedem Monat steht die Sonne in einem anderen Zeichen ihres Himmelskreises. Und jedes dieser Zeichen hat einen anderen charaktergebenden Einfluß auf den Menschen — sagen die Astrologen. Aber das wollen wir einmal nicht so unbesehen hinnehmen, wie das immer geschieht, für die meisten Menschen ist nämlich leider der Himmel ein Buch mit sieben Siegeln; deshalb machen sie hier schon in Ehrfurcht halt und glauben alles aufs Wort, was ihnen der Prophet erzählt. Das ist zuviel Ehre für den Mann; denn in den meisten Fällen kennt der Astrologe den Sternenhimmel überhaupt nicht aus eigener Beobachtung. Da aber setzen wir den Hebel an und schauen einmal selber nach.

Unterhalb der Sterne des Großen Bären liegt das Sternbild des Löwen, in seinem Zeichen steht die Sonne vom 23. Juli bis 22. August. Menschen, die in dieser Zeit geboren wurden, sollen sehr stolz sein und mit dem Verlangen nach großer Prachtentfaltung und Ehrerweisung, auch seien sie voll Herrschsucht. — Woher weiß der Astrologe das? Sehr einfach, er hat den Löwen, das „königliche Tier“, als Vorbild genommen und überträgt dessen Eigenschaften auf den Menschen. Das ist wirklich schon reichlich naiv; aber das steigert sich noch, wenn wir erfahren, daß die alten Ägypter den Löwen bloß deshalb unter die Sterne versetzten, weil sie vor seiner Kraft und Wildheit Respekt hatten.

Im Zeichen der Zwillinge

Jedoch nehmen wir noch eine kleine Kostprobe. Ein gutes Stück rechts, also westlich vom Löwen, haben wir das wohlbekannte Sternbild des Orion. Darüber finden wir zur Linken das Sternbild der Zwillinge und zur Rechten den Stier. Beide liegen auf dem Sommerweg. Im Zeichen der Zwillinge befindet sich die Sonne vom 22. Mai bis 20. Juni und im Stier vom 22. April ab. Menschen, die im Zeichen der Zwillinge geboren wurden, sollen offensichtlich unter einem heftigen Zwiespalt leiden. Ihn liebsten möchten sie zweierlei auf einmal tun und kommen so zur Oberflächlichkeit. So lautet die Astrologenweisheit. Und warum? Weil dort oben am Himmel zwei nahezu gleich helle Sterne stehen, die von altersher als die Zwillinge, die Zwiefachen, aufgefaßt wurden — daher der Zwiespalt und das Zweierlei! Komisch aber wird die Angelegenheit, wenn wir erfahren, daß die Sonne ja gar nicht mehr vom Mai bis zum Juni im Sternbild der Zwillinge steht (da ist nämlich im Verlauf der letzten Jahrtausende eine Verschiebung des gesamten Sternenhimmels eingetreten), sondern ein gutes Stück davon entfernt. Diese Stelle nennt man das Zeichen der Zwillinge, und der Astrologe tut so, als ob damit für ihn nun alles wieder in schönster Ordnung wäre. Zum ersten also stimmt das gar nicht, und zweitens ist es von vornherein kindlich, weil da zufällig zwei Sterne beieinanderstehen, einen zwiefach sich aufspaltenden Mißcharakter herleiten zu wollen.

Planetencharaktere unter der Lupe

So könnten wir den ganzen Tierkreis durchsprechen; aber wir wollen uns auch noch ein paar Planetencharaktere durch die kritische Lupe betrachten. Nehmen wir an, daß in unserem Horoskop der Planet Mars eine große Rolle spielt. Wenn Sie sich diesen Wandelstern einmal von einem Kundigen zeigen lassen, so werden Sie sehen, daß er in röthlichem Licht strahlt. Dieser rote Sternscheit erinnerte die alten Völker des Orients an lodernden Kriegsbrand, und deshalb nannten sie diesen Stern nach dem Kriegsgott. Das ist für den Sterndeuter völlig hinreichend, um zu behaupten,

daß der Mars durch seine Strahlung kriegerische Menschen erzeuge.

Dann ist da noch der Planet Saturn. Von den mit freiem Auge sichtbaren Planeten läuft er am langsamsten um die Sonne, braucht dazu fast dreißig Jahre. Dieses gewissermaßen matte Dahinschleichen empfanden die alten Orientalen als greisenhaft. So wird denn dieser Stern auch astrologisch aufgefaßt, er soll seinen Patenkindern den Geiz und die Selbstsucht alter Leute verleihen. In der medizinischen Astrologie sorgt er für alle Alterserscheinungen einschließlich Rheuma und Arterienverkalkung! Die Sterndeuter sind doch ungeheuer „heißtunige“ Naturen! Bloß weil die Menschen des Altertums den Saturn für den langsamsten Planeten hielten, soll er uns mit greisenhaftem Egoismus und Verkalkung versorgen.

Eigentlich hätten ja die Astrologen, als im Jahre 1781 der Planet Uranus mit 84 Jahren Umlaufzeit entdeckt wurde, nunmehr diesen Planeten das Alterspräsidium übertragen müssen. Aber das wäre natürlich peinlich gewesen, und erst recht, als im Jahre 1846 abermals ein neuer „Planeten-greis“ entdeckt wurde, der Neptun, der so langsam läuft, daß er fast 165 Jahre zu einem vollen Umlauf braucht. Seit jedoch im Jahre 1930 der allerletzte Planet, Pluto, mit einer Umlaufzeit von rund 250 Jahren aufgefunden wurde, da wäre es doch nun wirklich an der Zeit gewesen, den Saturn als Alterspräsidenten abzusehen.

Es ist schon immer unangenehm, wenn dem einen oder anderen „Kollegen“ mal ein grober Schützer unterläuft. Das ist schon einmal mit dem unglücklichen Herrn Strefemann so gegangen, dem man alle möglichen Silberstreifenansichten gemacht hatte — nur leider starb er gerade in demselben Jahre. Alles Schöne und Gute hatten die Sterndeuter in Strefemanns Horoskop entdeckt, bloß nicht seinen frühen Tod. Alle Welt hat damals über den Reinfall der Astrologen gelacht, und der eine oder andere Kunde mag den Sternpropheten auch verlorengegangen sein. Aber ersten Schaden hat es ihnen doch nicht getan, denn wir sind ja so vergesslich. Darum ist es vielleicht ganz gut, daß sich die Sterndeuter neuerdings wieder einmal etwas geleistet haben. Für das Jahr 1937 nämlich hatte man im Ebertin-Kalender der beliebten Filmschauspielerin Renate Müller große Erfolge prophezeit und geschrieben, „daß der Höhepunkt noch nicht erreicht ist, so daß wir uns an ihrer Kunst noch lange erfreuen dürfen usw.“ Anfang Oktober 1937 aber verstarb die Künstlerin. Seltsam, höchst seltsam, daß die Schicksalskinder wieder einmal den einschneidendsten Vorgang im Menschenleben nicht aus dem Horoskop zu erkennen vermochten: den Tod.

Politik des Himmels?

Aber nun der Verrat Schuschnigg und der Anschlag Oesterreichs an Deutschland, die Geburt Großdeutschlands und das erhebende einmütige Ja für den Führer: Was steht in den vielen astrologischen Kalendern hierüber? — Meistens gar nichts. Doch ja, einer, der Ebertin-Kalender, der schreibt für den 11. März von einer „verwirrenden Konstellation“, die aber „nur an einzelnen Tagen, wie dem 9., 11., 17. und 18. März besonders scharf hervortrete“. Es droht „Gefahr von Explosionen, schweren Unfällen... Anwachsen sozialer Unzufriedenheit im Ausland, besondere aktive Tätigkeit des Bolschewismus“. Man muß das nur richtig auslegen, dann stimmt es schon. Sehen wir noch einmal unter „Politische Astrologie“ nach. Bei Deutschland nichts, gar nichts, weder für März noch April. Aber hier bei Oesterreich lese ich: „Der Bundeskanzler — seine geistige Veranlagung ist gut; er verfolgt eine zielbewußte Linie. Die laufenden Planeten sind 1938 ihm meist günstig, nur Ende März muß er einmal vorsichtig sein“. — Es ist genau!

Den besten Schutz gegen diese orientalische Orakelkunst sollten eigentlich die fünf gesunden Sinne eines jeden Menschen bilden. Diese Astrologie ist eine Verfallsercheinung, die in jene glücklich überwundene Zeit hineingehört und mit ihr zugleich längst verschunden sein sollte.

Die Veruche der Astrologen, ihre Kunst schleunigt zu „arsifizieren“, ist nichts anderes als ein Tarnungsmanöver. Die Astrologie ist unlegbar jüdisch-orientalischer Herkunft und widerspricht auch in ihrer ganzen Grundhaltung unserer nationalsozialistischen Weltanschauung. Sie führt — und wenn die Herren Sterndeuter dies auch noch so gern ablenken möchten — zur Schwächung und schließlich Vernichtung des eigenen Willens, weil der Astrologiegläubige ja immer erst in sein Horoskop schaut oder zum Sterndeuter läuft, ehe er etwas zu unternehmen wagt.

Weiterhin aber ist die Sterndeuterei ein Antisemitismus, d. h. sie kennt keine Rassenunterschiede, gilt für den Indio oder den Sibiriaten genau so wie für den Arier. Auch das genügt bereits, um sie für den Nationalsozialismus untragbar zu machen. — „Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Dieses Goethewort gilt auch für die Erbanlagen, die wir von unseren Eltern mitbekommen haben. Wenn wir sie weiter entwickeln, das Gute in uns bestärken und das Schlechte bändigen und unterdrücken, dann gestalten wir unser Schicksal. Wenn aber das Schicksal in den Sternen hängt, der wird willensfrei und lebensfeige. „Schicksalhaft“, sagt einmal M-

fred Rosenberg im Mythos, „so heißt der Ausdruck für Willensschwäche oder Feigheit; er war zum Lösungswort jener politischen Verbrecher geworden, die unser Volk in das Elend eines fallachenhaften Endzustandes hineinmanövrieren wollten!“

Uns germanisch-deutschen Menschen ist der gestirnte Himmel von je etwas unendlich Hohes und Ehrfürchtvolles gewesen. Und wenn wir ihn nahen, uns in seine wundervolle Gesetzmäßigkeit versenken, dann erfahren wir das tiefste Geheimnis dieser Welt, dann geht uns der Sinn des Alls auf, wie ihn unsere Ahnväter schon erkannt hatten. Dann erst offenbart sich uns im Angesicht des Kosmos der weltweite Sinn des allen „Streb und werde“, dann erst wissen wir, daß das einzelne sterben muß, damit die Gesamtheit lebe! — Das ist unsere Weltanschauung...

„Peterle, leg die Nägel und den Hammer weg! Du wirst dir noch auf die Finger klopfen!“
„Keine Angst, Mutti! Gretel hält ja die Nägel fest!“

„Wirst du mich ewig lieben, Kurt?“ — „Freilich, wo ich heute abend doch schon eine halbe Ewigkeit auf dich gewartet habe!“

Sepp macht eine Reise nach Madeira. Kurz vor seiner Abreise trifft ihn sein Freund. — „Na, Sepp, wann soll's denn losgehen?“
„Morgen früh!“
„Da gibst's aber kein Fensterln auf dem Schiff!“
„Macht nix! Dann wird eben ‚gebullängelt!‘“

„Aber, William, Geliebter, willst du jetzt schon fortgehen? So früh!“

„Ja, Darling, ich muß! Es gibt keine andere Möglichkeit! Glaube mir, ich gäbe gern zehn Jahre meines Lebens und mein ganzes Vermögen hin, könnte ich noch eine Stunde bei dir weilen!“
„Aber warum geht es denn so ganz und gar nicht? Ich kann es nicht fassen, William!“
„Es geht wirklich nicht, mein Augenlicht! Wir haben Generalversammlung, und wer nicht pünktlich da ist, muß einen Schilling Strafe zahlen.“

Der zerstreute Professor kam ins Frühstückszimmer. Er gab dem gekochten Ei einen Kuß und klopfte seiner Frau mit dem Löffel auf den Kopf.

„Letzte Woche hat ein fünfundsachtzigjähriger seinen Führerschein gemacht!“ — „Na, so was! Hätte nie gedacht, daß Fußgänger so alt werden!“

Casa Alemã

Letzte Modelle

in modernen und geschmackvollsten Damenmänteln, Kostümen und Kleidern.

Alle Modelle in sorgfältigster Ausführung aus den besten Wollstoffen zu für jedermann

erschwinglichen Preisen!



- 800 — Strassenkleid aus besten Wollstoffen in verschiedenen Modefarben. **160\$000**
- 801 — Mantel aus „Vellourlaine“-Stoff, braun, blau oder schwarz. **115\$000**
- 802 — Mantel aus strapazierfähigen „Gros Diagonal“-Wollstoffen, in beige oder grau meliert. **145\$000**
- 803 — Kostüm aus dauerhaftem Woll-Serge in blau oder schwarz. **160\$000**

Woll-Strickwaren

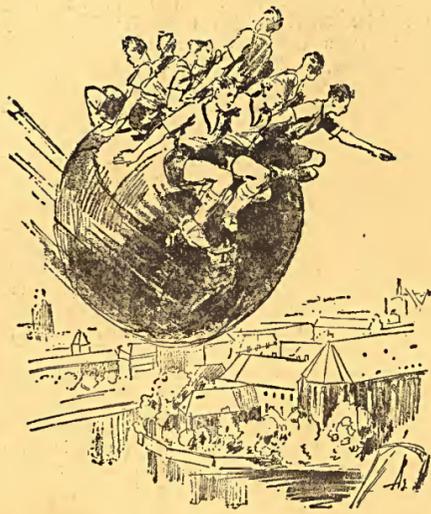
in allen Preislagen.

Reichhaltigste Auswahl in modernen Modellen für Damen und Kinder.

Rua Direita 162-190

Schädlich, Obert & Cia.

Um die Fußball-Weltmeisterschaft



In Frankreich wurden am vergangenen Sonntag die ersten Ausscheidungsspiele im Kampf um die Weltmeisterschaft im Fußball ausgetragen. Es kämpften 14 Mannschaften um den Sieg. Die Ergebnisse dieser Treffen sind folgende:

Deutschland × Schweiz 1:1 (Halbzeit 1:1)
 Brasilien × Polen 6:5 (Halbzeit 3:1)
 Tschechoslowakei × Holland 3:0 (Halbzeit 0:0)
 Italien × Norwegen 2:1 (Halbzeit 0:0)
 Ungarn × Niederländisch-Indien 6:0
 Frankreich × Belgien 3:1
 Rumänien × Cuba 3:3.

Norwegen:

Die norwegischen Fußballspieler sind in „Norges Fotballforbund“ zusammengefaßt. Der Verband wurde 1902 gegründet und umfaßt 635 Vereine mit 40.000 Mitgliedern. Seit 1902 werden regelmäßig die Norwegischen Meisterschaften ausgetragen. Länderkämpfe: 125 Spiele, davon 40 gewonnen, 24 unentschieden, 61 verloren. Torverhältnis: 227:321 gegen Norwegen.

Polen:

Der polnische Fußballverband „Polski Związek Piłki Nożnej“ besteht erst seit 1919. Ihm gehören etwa 900 Vereine mit etwa 80.000 Mitgliedern an. Die nationalen Meisterschaften werden seit 1921 ausgetragen; Polen hat besonders in der letzten Zeit in Länderkämpfen schöne Erfolge erringen können. 76 Länderkämpfe sind ausgetragen worden, davon 29 gewonnen, 12 waren unentschieden und 35 gingen verloren. Torverhältnis 165:165.

Rumänien:

Der rumänische Fußballsport verwaltet von der „Federation Romana de Futbol Asociatie“, trägt seit 1909 rumänische Meisterschaften aus, obwohl der Verband unter seinem heutigen Namen erst seit 1930 besteht. Der erste Verband wurde bereits 1910 gegründet. Nachdem er im Laufe der Jahre verschiedene Umorganisationen und Namensänderungen durchgemacht hat, erhielt er erst vor acht Jahren seine endgültige Bezeichnung. Über 500 Vereine mit etwa 30.000 Spielern sind dem Verbands angehört. 66 Länderspiele wurden ausgetragen, 32 gewonnen, 11 unentschieden, 23 verloren. Torverhältnis: 153:141 für Rumänien.

Schweden:

Gemeinsam mit Norwegen vertritt Schweden Skandinavien bei der Fußballweltmeisterschaft. Im

Von diesen Spielen müssen die unentschiedenen noch einmal durchgeführt werden. Daß auf allen Seiten mit größtem Einsatz und Können um den Sieg gekämpft wird, geht daraus hervor, daß fast alle Spiele beim regulären Abschluß nach 2 × 45 Minuten torlos geblieben sind. Auch das Spiel Brasilien × Polen, das mit 4:4 abgepfiffen wurde, mußte 30 Minuten weitergeführt werden. Erst dann konnten die Brasilianer trotz der schlechten Platzverhältnisse infolge Regenwetters dank ihrer beweglicheren Technik das oben genannte Ergebnis erreichen. Brasilien trifft im zweiten Durch-

Jahre 1904 wurde der „Svenska Fotbollförbundet“ gegründet, dem fast 2.000 Vereine mit 135.000 Mitgliedern angehören. Schweden steht im internationalen Spielverkehr mit an vorderster Stelle. Bereits 211 Länderkämpfe wurden ausgetragen, dabei wurden 98 gewonnen, 32 endeten unentschieden und 81 gingen verloren. Das Torverhältnis steht 561:425 für Schweden.

Schweiz:

Bereits 1895 wurde unter der Bezeichnung „Schweizerische Football Association“ der erste Fußballverband in der Schweiz gegründet, der inzwischen den Namen „Schweizerischer Fußball- und Athletikverband“ angenommen hat. Seit 1897 führen die Eidgenossen ihre nationalen Meisterschaften durch. Etwa 660 Vereine mit etwa 80.000 Mitgliedern gehören dem Verbands an. Die Schweizer sind überall gern gesehene Gegner, bereits 162 Länderkämpfe wurden durchgeführt. Davon wurden 41 gewonnen, 29 waren unentschieden und 92 endeten mit einer Niederlage. Torverhältnis 265:407 gegen die Schweiz.

Tschechoslowakei:

Der tschechische Fußballverband „Těškoslovenská Asociace fotbalova“ gehört zu den jüngsten Verbänden der Fifa. Erst im Jahre 1922 wurde er ins Leben gerufen, inzwischen gehören ihm etwa 2.150 Vereine mit über 100.000 Mitgliedern an. Meisterschaften werden seit 1925 ausgetragen. Länderspiele: 156, gewonnen 66, unentschieden 30, verloren 40; Torverhältnis: 316:236 für Tschechoslowakei.

Ungarn:

Im Jahre 1901 wurde Ungarns Fußballverband „Magyar Labdarugó Szövetség“ gegründet. Fast 500 Vereine mit über 80.000 Spielern werden betreut. Ungarns Fußballkunst ist überall in der

gang auf die Tschechoslowakei, so daß wieder ein äußerst spannender Kampf zu erwarten ist.

Inwieweit der Fußballsport über die Länder, Meere und Erdteile hinweg eine geradezu internationale Bedeutung erlangt hat, ist aus der nachstehenden Zusammenfassung der einzelnen Verbände in den Ländern zu entnehmen, die sich in diesem Jahre am Kampf um die Weltmeisterschaft beteiligen. Die interessanten Zahlen sprechen nicht zuletzt für die Spielfähigkeit der Nationalmannschaften.

Welt hoch geachtet; von den 233 ausgetragenen Länderspielen konnte Ungarn 113 gewinnen, 41 endeten unentschieden und 79 gingen verloren. Das Torverhältnis: 588:468 für Ungarn.



Reichstrainer Herberger mit der Betreuung der deutschen Nationalmannschaft beauftragt. — Nach dem Rücktritt von Prof. Dr. Nerz wurde Reichstrainer Herberger mit der Betreuung der deutschen Fußball-Nationalmannschaft beauftragt.

Belgien:

Die belgischen Fußballspieler sind in der „Union Royale Belge des Sociétés de Football Association“ zusammengefaßt; er wurde 1895 gegründet und umfaßt etwa 1.450 Vereine mit über 127.000 Mitgliedern. Seit 1895 wurde regelmäßig die Meisterschaft durchgeführt. In Länderkämpfen hat Belgien bisher 183 Spiele ausgetragen, davon 64 gewonnen, 30 waren unentschieden, 89 wurden verloren. Gesamtverhältnis: 349:461 gegen Belgien.

Brasilien:

In Brasilien führt die „Confederação Brasileira de Desportos“ den Fußballsport. Sie besteht seit 1914. Meisterschaften werden allerdings erst seit 1923 durchgeführt. Dem Verbands sind 855 Vereine angeschlossen. Länderspiele: durchgeführt 46, gewonnen 19, unentschieden 8, verloren 19, Torverhältnis: 86:84 für Brasilien.

Cuba:

Im Jahre 1929 wurde in Cuba die „Asociación de Fútbol de la República de Cuba“ ins Leben gerufen, vom gleichen Jahre an wurden auch die nationalen Meisterschaften durchgeführt. Der Spielverkehr beschränkt sich in erster Linie auf Mittelamerika. Insgesamt gehören dem Verbands etwa 40 Vereine an.

Deutschland:

In Deutschland wird der Fußballsport vom Fachamt des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen verwaltet. Im Jahre 1900 wurde der „Deutsche Fußballbund“ gegründet, der als einer der größten Verbände der Leibesübungen in Deutschland den Fußballsport pflegte. Seit 1902 führt er die Deutsche Meisterschaft durch, bis er im Jahre 1936 als Fachamt Fußball im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen aufging. Das Fachamt betreut etwa 10.500 Vereine mit über 600.000 Mitgliedern. Deutschland hat 148 Länderkämpfe ausgetragen, davon wurden 70 gewonnen, 28 endeten unentschieden, 50 gingen verloren. Torverhältnis 365:281 für Deutschland.

Frankreich:

Die „Fédération Française de Football Association“, im Jahre 1919 gegründet, führt in diesem Jahre die Spiele um die Weltmeisterschaften durch, d. h. in Frankreich treten die aus den Gruppenkämpfen als Sieger hervorgegangenen besten 15 Nationen gegeneinander an, um in einer Vorrunde, einer Zwischenrunde, einer Vorrundrunde, dem Spiel um den dritten Platz und dem Endspiel den Fußballweltmeister 1938 zu ermitteln. Die Ausschreibungen innerhalb der einzelnen Gruppen hatten bereits im Jahre 1937 begonnen. Der Präsident des französischen Fußballverbandes, J. Rimet, ist gleichzeitig Präsident des Internationalen Fußballverbandes. Etwa 5.200 Vereine gehören dem Verbands an. Ergebnis der durchgeführten Länderspiele: 162 Spiele, davon 50 gewonnen, 20 unentschieden, 92 verloren, Torverhältnis: 280:502 gegen Frankreich.

Holland:

Bereits im Jahre 1889 wurde in Holland der „Koninklijke Nederlandse Voetbal Bond“ ins Leben gerufen. Seit 1897 werden die holländischen Meisterschaften durchgeführt, dem Verbands gehören etwa 550 Vereine mit etwa 125.000 Spielern an. Holland hat 148 Länderkämpfe ausgetragen, davon 65 gewonnen, 27 unentschieden, 56 verloren, Torverhältnis: 355:309 für Holland.

Italien:

Die „Federazione Italiana Giuoco del Calcio“ wurde im Jahre 1898 gegründet und führt seit diesem Jahre die nationalen Fußballmeisterschaften durch. Etwa 2.800 Vereine mit etwa 100.000 Spielern gehören dem Verbands an. Der italienische Fußballsport hat in den letzten Jahren die größten Erfolge aller der Fifa angeschlossenen Nationen erzielt. Italien wurde 1934 Sieger der zweiten Fußballweltmeisterschaft und errang 1936 in Berlin die Goldene Medaille im Olympischen Fußballturnier. Ebenso zeugt die Zusammenfassung der Länderkämpfe von der Spielfähigkeit Italiens. Von 146 ausgetragenen Spielen wurden 76 gewonnen und je 35 endeten unentschieden oder gingen verloren. Das Torverhältnis lautet 329 zu 219 zu Gunsten Italiens.



Hübler, Bruno: **Voll im Schatten.** Tagebuchblätter eines Sudetendeutschen. Berlin: Brunnen-Verlag Birkhoff. 217 S. Lw. 3.—

Ein Sudetendeutscher, der, von den Kugeln tschechischer Grenzposten schwer verwundet, auf deutscher Seite aufgefunden wird, hinterläßt sein „Tagebuch“. Diese Aufzeichnungen legt der Verfasser vor. Sie berichten von den Erlebnissen des Erschossenen in den Jahren 1928 und 1929 während seiner achtzehnmönatigen Wehrpflicht im tschechischen Heer. Hart, offen und unerbittlich sind die Schilderungen von der Unterdrückung und gemeinen Behandlung der Deutschen, die dem Haß der Tschechen ihren Glauben an das eigene Volkstum entgegenstellen. Einzelschicksale werden auf diesen Blättern entrollt, die Zeugnis ablegen, wie unsagbar schwer es ist, die abgeforderte Pflicht zu erfüllen. Flucht und Anlehnung sind nutzlos, jeder muß hindurch. Aber nicht nur der Gegenwart ist das Buch verpflichtet, es greift auch zurück auf den Kampf der Deutschen mit den Tschechen in der Vergangenheit.

Gillhoff, Johannes: **Jörn Jakob Svehn, der Amerikafahrer.** Berlin: Dom-Verlag, 344 Seiten. Lw. 2.85.

Die Geschichte von Jörn Jakob Svehn, dem Tagebühnerjohn aus der mecklenburgischen Heide, liegt jetzt in einer neuen Volksausgabe, bereits im 300. Tausend vor. Ihr steht bis heute noch nichts Gleichwertiges zur Seite. — Nachdem Jörn Jakob Svehn in Amerika mit wechselndem Erfolg und Glück, mit harter Arbeit und unentwegtem Fleiß sich eine eigene Farm geschaffen hatte, setzt er sich in den langen Winterabenden hin und schreibt einen Brief nach dem anderen an seinen Lehrer im mecklenburgischen Heimatdorf. In einfacher ungekünstelter Sprache und Schreibart, die einen besonderen Reiz durch die eingestreute plattdeutsche Mundart erhält, beschreibt er die Neue Welt und die selbstgeschaffene zweite Heimat, schildert Arbeit und Not, Erfüllung und Glück, so wie ein deutscher Bauer alles sah, wie er es anpackte und meisterte. Er weiß mit köstlichem Humor von

seiner Familie, von dem Leben der anderen deutschen Farmer und der fremden Umwelt zu erzählen. Nichts Abenteuerliches haftet der Erzählung an, alles ist innerlich wahr und aufrichtig an diesem Bericht: der Stolz auf die deutsche Leistung ebenso wie das Eingeständnis des Heimwechs. Und als der Weltkrieg und damit auch für das Deutschland in Amerika die Not ansbrach, schreibt Jörn Jakob seinen letzten Brief an den Lehrer „Dem Krieg und vom deutschen Erwachen in den Staaten“: „Ich habe hier auf Erden zwei Zuhause, das eine ist unser altes Dorf, das andere ist meine Farm, aber das Land Amerika ist nicht mein Zuhause. Inwendig bin ich all die Jahre deutsch geblieben und als die Jungen die Flinte ins Korn warfen und rückwärts wollten, rief ich ihnen zu: ... Wir haben in der Wildnis gearbeitet und nur auf unserer Hände Werk gesehen ... aber wir haben nicht abgesehen von unserem Werk, denn wir sind Deutsche und deutsch sein heißt trennen sein und nicht ablassen von dem, was man sich vorgenommen zu tun. Aber nun ist der große Krieg da und Amerika unterstützt die Engländer gegen die Deutschen. Darum geht das große deutsche Erwachen durch die Staaten. Denn die deutsche Not ist unsere Not, und der deutsche Sieg ist unser Sieg.“

Werner Erdhoff: **Panrac** (herzhaftes Geschichten aus Deutschböhmen), Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig.

Das umfangreiche, gute, politische Schrifttum über die Probleme des Sudetendeutschums wird hier um ein Büchlein bereichert, das die ungezählten politischen Erlebnisse der sudetendeutschen Nationalsozialisten in ihrem alltäglichen Kampf und Ringen an Einzeldarstellungen schildert. Durchweg überwiegt die Note des Heiteren, Unbekümmerten nicht zuletzt darum, weil der Verfasser selbst zu jenen Tapferen gehört, denen die Freude des Kampfes als Vorbedingung für den Sieg erscheint.

Neuendorff, Edmund: **Die Deutsche Turnerschaft 1860—1936.** Berlin: Limpert. 2 Seiten. Lw. 4.—

Eine Darstellung der Geschichte und Entwicklung der Deutschen Turnerschaft, die heute, einheitlich ausgerichtet, im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen unter der Führung von Tschammer und Osten mitmarschiert, begegnet sicherlich auch im Ausland großem Interesse. 75 Jahre Arbeit an Aufbau von Volk und Nation an der körperlichen Erziehung des deutschen Volkes, ein Zeitraum von vier Turnergenerationen mit zehn Turnfesten als Höhepunkt zieht in schlichter Schilderung an

dem Leser vorüber. Dabei werden die einzelnen Ereignisse nicht nur ausgeführt, sondern in den großen Zusammenhang des Volksgeschehens eingordnet.

Kurt Eggers: **Der Berg der Rebe len.** Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig, (272 S., Bm. 4.—).

Das Buch ist nicht nur ein zündendes Dokument für jenen unerschütterlichen Glauben, der Berge nicht verjagt, aber erhebt, sondern auch ein wertvoller sachlicher Beitrag zur neuesten Geschichte Ober-Schlesiens. Diese Darstellung des Annaberg-Kämpfers der Erhebung gegen die Korfanti-Truppen ist ein tiefes Sinnbild immer lebendigen Deutschlandens.

Gilbich, Erich: **Hermann Göring.** Werk und Mensch. München: Eher. 345 S. Lw. 6.50.

Einer der engsten Mitarbeiter des Ministerpräsidenten und Generalfeldmarshalls, sein Generalreferent und Chef des Stabsamtes, hat dieses prachtvolle Buch geschrieben, das vor einer Biographie den Vorzug der lebensvollen, wirklichkeitsnahen Darstellung hat. In zwei große Abschnitte ist das Buch aufgeteilt. Der erste — das Werk — schildert zugleich im Hinblick auf die Gesamtentwicklung des Dritten Reichs die unermüdete Arbeit und den immer steten Einsatz Hermann Görings in seiner Tätigkeit als Preussischer Ministerpräsident und Innenminister, als Reichsforstmeister und Reichsjägermeister, Reichsminister der Luftfahrt und Oberbefehlshaber der Luftwaffe und letztlich als der vom Führer Beauftragte für den Vierjahresplan. Der zweite Teil — der Mensch — macht uns mit dem Kampf Hermann Görings um die Macht vertraut, mit seinen Lebensgewohnheiten, seiner Arbeitsweise und vor allem mit seiner Menschlichkeit und seinem köstlichen Humor. Allen Volksgenossen im Ausland wird dieses Buch große Freude bereiten, zumal es auch noch mit zahlreichen Bildern ausgestattet ist, vermittelt es doch neben allem Persönlichen zugleich ein getreues Bild deutscher Aufbanarbeit und deutschen Lebenswillens im Reiche Adolf Hitlers.

Gewürzte Dreizeiler.

„Hast du jemals Meinungsverschiedenheiten mit deinem Chef gehabt?“ — „Natürlich, fast täglich! Aber er weiß es nicht!“

*

„Dati, wie kommt es eigentlich, daß jeden Tag immer genau so viel passiert, wie in der Zeitung hineingepapert?“

Engländer unter sich

Don Theodor Seibert

Meine erste Berührung mit dem Angelsächsentum war unfaßt. Sie geschah in meiner Rippengegend und wurde herbeigeführt durch einen ebenso eckigen wie energischen Ellenbogen, dessen Eigentümer sich mit dem Schlachtrauf: „Pardon, Sir! Pardon, Madam (sprich Mäddem)“ von hinten durch ein dichtes Menschenpflaster in die vorderste Reihe durchkämpfte. Das war anlässlich einer Kurgartenbeleuchtung in einem süddeutschen Bäderort, und ich zählte damals 16 Jahre. Vielleicht war der Ellenbogenbesther aus USA.

Ein oder zwei Jahre später wohnte ich in einer kleinen Pension des normannischen Seebades Dieppe mit jungen Engländern zusammen. Sie brachten die französische Hausfrau dadurch zur Verzweiflung, daß sie das gute Sofa in der guten Stube als Turngerät benutzten, indem sie unter begeisterten Gebrüll heißbeinig ranf- und runterhüpften. Nicht titulierten sie mit Vorliebe „German begger“, deutscher Bettler. Anno 1912. Man kann sich vorstellen, was ich damals von den Sitten der Briten dachte...

Als ich sie dann in ihrem eigenen Lande besuchte, war die Ueberraschung um so größer. Zu Hause bei sich, auf den grünen Britischen Inseln, zeigen sie vorbildliche Umgangsformen, eine beispielhafte Höflichkeit und eine beinahe beängstigende Saftmut. Wöfe Ausländer haben Bücher geschrieben, in denen diese Erscheinung auf den Puritanismus zurückgeführt und als mühsame Ansterdung aller Instinkte ausgelegt wurde. „Wehe, wenn sie losgelassen!“ Als Beispiel für das „wahre Wesen“ der Briten wurde ihre tolle Lebenslust bei Wochenendausflügen nach Paris angeführt, oder auch der typische Verlauf einer heimischen Bottle-Party, d. h. eines privaten Trink- und Tanzgelages, bei dem häufig nicht nur die Alkoholflaschen zu Bruch gehen sollen.

Gleichviel, ob diese Erforscher der englischen Seele nun recht haben oder nicht — wie finden die Verkehrsformen der Briten unter sich erfreulich, um nicht zu sagen musterhaft. Und zwar deshalb, weil sie das Alltagsleben so sehr erleichtern. Da ist zunächst einmal das eine: Die Engländer stolpern nicht fortwährend übereinander drüber. Sie gehen sich zwar nicht bewußt aus dem Wege, aber sie gehen still aneinander vorbei. Wenn man lange unter ihnen gelebt hat, dann kennen einem die festländischen Völker — die Franzosen besonders — in dieser Beziehung... wie Frauen vor.

Das ist so gemeint: Männer, die sich nicht kennen oder nichts miteinander zu tun haben, sind sich im allgemeinen gleichgültig. Sie treten einander unvoreingenommen gegenüber. Bei Frauen aber entsteht bei jeder Art von Annäherung und sei es auch nur ein Meinandervorüberstreifen auf der Straße — sofort eine gewisse Spannung. Sie sind sich nicht gleichgültig, sie entwickeln instinktiv sogleich ein Gefühl der Zu- oder Abneigung, wenn auch meist nur unbewußt. Das gleiche gilt in abgeschwächtem Maße für die Mitglieder vieler Volksgemeinschaften und äußert sich entweder in starker Höflichkeit oder in starker Ruspigkeit.

In dieser Hinsicht legen die Briten ein „männliches“ Gebaren zur Schau. Sie kommen niemals an einer Tür um den Vortritt in Verlegenheit; wer grad am nächsten ist, geht eben durch. Sie sehen sich unbeschwert an den nächstbesten Wirtschaften, ohne ihren Namen zu murmeln. Selbst in größeren Privatgesellschaften sprechen sie mit Hinz und Kunz, ohne zu wissen, wie Hinz und Kunz heißen, und es ist ihnen schon völlig gleichgültig, was Hinz und Kunz „sind“. Sie vorstellen, sich wirklich miteinander befreundeten; tut man erst, wenn aus der ersten unverbindlichen Fühlung der Wunsch entspringt ist, den Mann oder die Frau wiederzusehen.

Ich habe drei Jahre lang in einer Londoner Pension gewohnt, deren andere Insassen ich zwar täglich mehrmals begegnete, zum Teil aber noch nicht einmal beim Auszug mit Namen kannte. Und in den nächsten drei Jahren grenzte mein Dorfstadthäuschen an ein anderes, dessen Bewohner zwar sichtlich ein freundlicher Mann war, der aber nie auch nur auf den Gedanken kam, mit mir über den Gartenzaun herüber ein Wort zu wechseln. Niemand guckt dem Nachbar in den Kopf, niemand weiß recht, wer der Nachbar ist; denn nur Aerzte und ähnliche Diener der Gemeinschaft tragen ein Namensschild an die Haustür. Die Polizei führt keine Einwohnerliste, es gibt keinen Meldewang. Wenn ein müder Ehemann seiner besseren Hälfte überdrüssig ist, verschwindet er einfach und wird nicht mehr gesehen. (Was ein ebenso häufiger wie toller Zustand ist.)

Eines Tages fuhr ich mit meinem Wagen im dichtesten Mittagsgewühl der „Piccadilly“-Straße

auf meinen Vorderrn auf und brach mir dabei die Stoßhaube ab. Die bewußte Tücke des Obsektts wollte es, daß die Stange noch an einem elektrischen Kabel hing, so daß ich erst die Werkzeugtasche herauskrumen mußte, bevor ich den Kabeldraht kunstgerecht abzwicken, die Stoßhaube im Wagennern bergen und mich wieder in Bewegung setzen konnte. Was mindestens fünf Minuten in Anspruch nahm und prompt einen „Traffic-Jam“, eine Verkehrsstockung, verursachte und an die fünfzig Wagen zu unfreiwilligem Aufenthalt zwang. Das Getöse und Geschimpfe, das mein Pech anderswo — sagen wir mal in Schanghai... — ausgelöst hätte, das kann der geneigte Leser sich ungefähr ausmalen, nicht? Auf dem „Piccadilly“ aber sah ich rund um mich an den Stenern nur freundliche Gesichter, und der Lastwagenfahrer, der unmittelbar hinter mir warten mußte und offenbar den Anglistchweis auf meiner Stirn sah, jagte mit vollendeter Gemütlichkeit: „Take your time, Sir!“ „Lassen Sie sich nur Zeit, Herr!“

Wahre Kronzeugen der Höflichkeit sind die

englischen Beamten, wenigstens in bezug auf die äußeren Formen. Ob man an den Generalpostmeister oder an die Finanzbehörde oder an den Polizeipräsidenten oder an den Stadtrat von Birmingham schreibt — postwendend kommt zunächst mal eine gedruckte Karte zurück, auf der der Herr Minister oder Präsident „die Ehre hat, den Empfang Ihres Briefes zu bestätigen“ und seine „umgehende und aufmerksame Prüfung“ zu versprechen. Bei den Beamten kann die eigentliche Antwort dann auch mal ein paar Wochen dauern, im geschäftlichen und privaten Leben aber ist die Mappe „Unrevidiert“ eine unbekannte Einrichtung. Alle Briefe werden postwendend beantwortet! Und wenn man in England für 8.15 Uhr eingeladen ist, dann kommt bestimmt niemand später als 8.30 Uhr.

Gewiß, die Engländer können sich solche netten Formen leisten. Sie haben Zeit dafür und Geld für Porto zu höflichen Empfangsbestätigungen. Denn für sie arbeiten nebstbei noch einige 450 Millionen Menschen in fünf Erdteilen. Und außerdem sind sie nicht so nervös wie wir, weil sie seit tausend Jahren auf ihren unberührbaren Inseln sitzen. Sie sind auch wirklich, für unsere Begriffe, etwas langweilig, und manches von dem, was hier erzählt wurde, möchten wir gar nicht haben. Aber zwei bis drei Scheiben dieses Puddings „Engländer unter sich“ wären doch auch für uns recht hübsch. Nicht wahr?

1936 sogar 60 vH. Zwischen den wichtigeren lateinamerikanischen Ländern und Deutschland hat sich der Handelsverkehr in einzelnen wie folgt entwickelt (Wertangaben in Mill. RM.):

	Deutschlands Einfuhr aus			Deutschlands Ausfuhr nach		
	Januar—März	1938	37	1938	37	36
Brafilien	56.3	55.1	29.9	45.9	39.4	30.9
Argentinien	58.4	17.7	29.3	43.2	31.2	25.9
Chile	20.3	13.2	12.3	16.7	12.4	13.3
Mexiko	14.0	15.1	12.6	14.9	14.3	12.7
Peru	10.4	6.3	5.9	9.6	7.5	7.0
Kolumbien	7.8	10.4	6.3	11.5	7.1	9.4
Uruguay	9.7	5.4	5.4	9.5	4.3	3.7
Venezuela	5.7	4.3	2.7	10.8	8.6	4.6
Guatemala	3.7	3.3	2.7	3.6	2.8	2.1
Ecuador	2.7	2.1	0.8	3.4	2.0	2.6
Cuba	2.5	1.7	2.2	3.5	2.6	2.6
Vollbien	2.4	3.3	1.9	2.7	0.9	0.9
Costa Rica	3.0	1.9	1.2	1.6	1.8	1.7

Aus allen zwanzig süd- und mittelamerikanischen Ländern führte Deutschland in den Monaten Januar bis März 1938 Waren im Werte von 202.6 Mill. RM. ein gegen nur 124.6 Mill. RM. im ersten Vierteljahr 1937 und 117.3 Mill. RM. in der gleichen Zeit von 1936. Die deutsche Gesamtausfuhr nach diesen Ländern ist in nicht ganz so starkem Maße gestiegen; sie erreichte im ersten Vierteljahr 1938 eine Höhe von 181.0 Mill. RM. gegen 139.5 Mill. RM. im Vorjahre und 119.2 Mill. RM. im Jahre 1936. Die Steigerung des Güterausstausches in den letzten Jahren zeigt, daß der zwischen Deutschland und der Mehrzahl der süd- und mittelamerikanischen Länder bestehende Verrechnungsverkehr sich gut eingepiegt hat und offenbar zur Zufriedenheit für alle Beteiligten arbeitet.

Brafilianischer Kaffee in Deutschland bevorzugt.

Deutschland, das seit jeher einer der wichtigsten Kaffeekunden gewesen ist und stets einen beträchtlichen Teil der brafilianischen Kaffee-Ernte nimmt, hat im bisherigen Verlauf dieses Jahres seine Käufe brafilianischen Kaffees noch verstärkt. Deutschland führte ein:

im 1. Vierteljahr 1935	162 117 dz	brasil. Kaffee
im 1. " 1936	135 976 dz	" "
im 1. " 1937	135 480 dz	" "
im 1. " 1938	191 849 dz	" "

Die Zunahme, die gegenüber den Vorjahren zu verzeichnen ist, kann nur als beachtenswert bezeichnet werden. Bemerkenswert ist, daß an der deutschen Gesamt-Kaffee-Einfuhr Brafilien in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres mit 43 vH. beteiligt gewesen ist gegenüber nur 30 vH. im Vorjahre. Kolumbien, das den zweiten Platz einnimmt, verkaufte in den Monaten Januar bis März 1938 an Deutschland nicht mehr als 78 644 dz. Der brafilianische Kaffee nimmt auf dem deutschen Markt also eine beherrschende Stellung ein.

ALLE Junghans UHREN TRAGEN DIES ETIQUET

In allen Fachgeschäften zu haben

Derein Deutsches Krankenhaus

Im Nachstehenden bringen wir den Schluss des Vorstandsberichtes des Vereines Deutsches Krankenhaus aus der Folge vom 3. Juni 1938.

Deutsches Rotes Kreuz Schwesternschaft für Deutsche Uebersee

Seitdem das Deutsche Rote Kreuz gemäss kontraktlichen Vereinbarungen unseres Krankenhauses sowohl die Oberin als auch die Schwestern zur Pflege unserer Kranken stellt, besteht zwischen den beiden Vereinen naturgemäss eine innige Interessengemeinschaft sowie ein regelmässiger Briefwechsel. Die Anwesenheit einiger unserer Vorstandsmitglieder in der alten Heimat im abgelaufenen Geschäftsjahr wurde daher auch gern benutzt, wieder in persönliche Fühlungnahme mit dem DRK zu treten und habe ich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender, teils gemeinsam mit Herrn Dr. Ziefer resp. Herrn Klingspor, verschiedentlich Besuche im DRK gemacht und auch das Mutterhaus, in dem heute die Rote-Kreuz-Schwestern ihre Ausbildung erhalten und besonders für den Dienst im Ausland geschult und vorbereitet werden, besucht. Neben Verhandlungen und Aussprachen über die beiderseitigen Interessen und die laufenden Fragen im allgemeinen wurde insbesondere das Engagement unserer neuen Oberschwester abgeschlossen. Mit Befriedigung konnten wir feststellen, dass in allen Angelegenheiten volle Uebereinstimmung besteht. Unsere Aufnahme war eine herzliche und wurde allen unseren Belangen volles Verständnis entgegengebracht, wie wir dies auch unsererseits für die Wünsche des Roten Kreuzes haben. Wir hatten Gelegenheit, uns sowohl mit der Vorsitzenden des Deutschen Roten Kreuzes:

I. H. Herzogin Adolf Friedrich zu Mecklenburg, als auch mit den beiden stellvertretenden Vorsitzenden:

Ex. Johanna Meyer-Waldeck, Witwe des heldenmütigen Verteidigers von Tsingtau, und Frau H. von Lelow, als auch mit der Schriftführerin:

Frau Geheimrat D. Moll, und anlässlich des Besuches des Mutterhauses mit der Oberin:

Frau Elsc Spilker eingehend zu unterhalten. Eines der behandelten Probleme war auch die Einreisemöglichkeit nach Brasilien neuer Schwestern, die durch die neuen Einreisestimmungen der brasilianischen Behörden ausserordentlich erschwert worden ist und uns gegenwärtig keine geringen Sorgen macht. Wir haben uns diesbezüglich an die Deutsche Botschaft in Rio gewandt und laufen zurzeit Bemühungen, für unsere Rote-Kreuz-Schwester Erleichterungen zu erwirken. Wir hoffen, dass den diesbe-

züglichen Anträgen von der brasilianischen Regierung in absehbarer Zeit stattgegeben wird.

Chacara Eldorado

Wir können erfreulicherweise bekannt geben, dass die Frage der Besitztitel für die Chacara Eldorado endlich rechtsgültig geregelt und die Chacara endgültig auf den Namen des VDK übertragen werden konnte. Der Vorstand ist damit einer seiner Sorgen los, denn die ungeklärte Situation, wie Sie Ihnen aus dem Jahresbericht 1936 bekannt sein wird, beunruhigte und belastete den Vorstand ständig. Die Ertragnisse aus der Chacara selbst sind leider nach wie vor gleich Null. Trotzdem dem Pächter alle Küchenfälle für die Schweinezucht kostenlos angewiesen werden, konnte derselbe angeblich bisher kaum die Selbstkosten herauswirtschaften, so dass an Mietzinszahlung nicht zu denken ist. Dem Vorstand gelang es auch noch nicht, den angestrebten, in der Hauptversammlung vom 14. 4. 1937 autorisierten Verkauf der Chacara zum Abschluss zu bringen. Bemühungen in dieser Richtung werden aber weiter fortgesetzt, so dass zu hoffen ist, in absehbarer Zeit zu einem einigermaßen annehmbaren Preis noch einen Käufer zu finden, und den VDK von der Belastung, die die Chacara für ihn zweifellos bedeutet, zu befreien.

Besuche

Unter vielen anderen Besuchen wurde das Krankenhaus besichtigt von 40 auswärtigen Volksgenossen anlässlich der Deutschumstimmung; einer Abteilung Offiziere und Matrosen anlässlich des Schlesien-Besuches; von S. H. Prinz zu Schaumburg-Lippe und von Prof. Walter Unverricht, Direktor der 3. Med. Klinik der Universität Berlin.

Steigende Umsätze im Waren-austausch zwischen Süd- und Mittelamerika und Deutschland

Die seit mehreren Monaten zu beobachtende Belebung im Handel zwischen Deutschland und den lateinamerikanischen Ländern hat im 1. Vierteljahr weiter angehalten. Nach der deutschen Handelsstatistik hatte der Güterausstausch in diesem Zeitraum einen Wert von insgesamt 334 Millionen Reichsmark gegen 264 Millionen Reichsmark im ersten Quartal 1937 und 236.5 Millionen RM. in dem entsprechenden Zeitraum des Jahres 1936. Die in diesem Jahre gegenüber dem Vorjahre zu verzeichnende Steigerung beträgt mithin also 43 vH. und im Vergleich mit dem Jahre



Richtig gekleidet sein macht viel Freude

Ihr neuer Anzug oder Mantel sollte von R E N N E R sein. Versuchen Sie es einmal!

RENNER Gut und billig! bietet was Sie suchen.

Ein vornehm-eleganter Schnitt, hübsche modische Muster, gute Verarbeitung und Stoffe, von denen Sie Nutzen haben. Kurz gesagt:

Bei Renner ist gute Kleidung billig!

Unsere bekannte u. bequeme Zahlungsweise erleichtert Ihnen die Anschaffung.

Filial RENNER

Rua S. Bento Nr. 51 Avenida Rangel Pestana 1 5 6 3 Santos: Rua General Camara 15

Die Geburt ihres Sohnes **Peter Michael**

zeigen an

Frau Herta Landgraf geb. Föhler Joachim H. Landgraf

Deutsches Krankenhaus 8. Juni 1938

Ein Querschnitt durch das Leben im heutigen Deutschland

Aus einem Aufsatz von J. Gaudesroy-Demombynes, Professor der deutschen Sprache, Paris, in der „La Grande Revue“, Paris, Dezember 1937

Im August 1937 stieg ich zufällig in Heidelberg aus, ohne dort jemand zu kennen. Ich ging geradeswegs in die Bibliothek des Instituts für Musikgeschichte an der Universität. Da gerade Ferien waren, wurde ich zuerst von einem Hausmeister, dann von einem Kamulus empfangen, der gar keinen Ausweis von mir verlangte, sondern mir meinen Namen, der ebensovot Durand hätte sein können. Ich sagte einfach, daß ich mich für Musikgeschichte interessiere. Daraufhin bot man mir sofort einen Bibliotheksschlüssel an, damit ich dort zwanglos ein- und ausgehen konnte.

Diese kleine Musikbibliothek einer Provinzstadt ist ebenso reichhaltig und viel praktischer geordnet als die Bibliothek des Konservatoriums in Paris. Sie birgt Schätze. Ich hätte dort unbehelligt Manuskripte und Druckchriften von großem Wert entwenden können. Obwohl ich unbefangener Ausländer war, gewährte man mir Zutritt, als ob ich ein Student wäre, der aus einer in der Stadt eingeseffenen Familie stamme. Können Sie mir eine französische Universität nennen, die dies täte?

Ich will nicht rechten, ich stelle nur eine Tatsache fest. In Deutschland herrscht Vertrauen, auch Ausländern, sogar Franzosen, den vermeintlichen „Erbfeinden“, gegenüber. Die Deutschen empfangen von vornherein einen Ausländer nicht als einen „Gangster“, sondern als Ehrenmann.

Die gleiche Atmosphäre von Ehrbarkeit habe ich auch ganz allgemein bei den Kaufleuten angetroffen, und nicht nur in Heidelberg, sondern in allen Städten, durch die ich kam.

Heidelberg bietet dem Reisenden das Bild einer hochmodernen Stadt, einer Stadt des Wohllebens und der Ruhe, die würdig wäre, Königswinter den Titel eines „deutschen Nizza“ streift zu machen.

Man lebt dort in einer formgewandten und kultivierten Gesellschaft, die einen großen Kreis umfaßt und wohlhabend ist. Wenn man in französischen Städten mit ungefähre gleicher Bevölkerungszahl — Caen, Amiens — gelebt hat, dann glaubt man wirklich, daß man hier die Luft einer idealen Stadt atmet, die in der kulturellen Entwicklung einen Vorsprung von mehreren Jahrhunderten hat.

Auch das Aussehen der Straßen und Häuser läßt an eine Vorwegnahme denken, an eine Art Leben, wie es künftig einmal sein wird. Nichts könnte sauberer und aufständiger sein als die Gassen, die die Hauptstraße zieren. Die Deutschen, die in Frankreich reisen, müssen vor unseren Auslagen auf offener Straße denken, sie seien in Smyrna oder Kanton.

Gehen wir durch die Straßen und beobachten wir die Leute. Dieses Volk erscheint einem im tiefsten Grunde ruhig und friedlich. Auch der Arbeiter sieht aus wie ein guter, mit seinem Schicksal zufriedener Bürger; er geht ohne Hast umher, trägt in der Hand eine ansehnliche Aktentasche, in der er die Wurst zu seinem Frühstück verwahrt. Er nimmt sich ernst, spielt nicht den Unzufriedenen, schneidet nicht auf, spöttelt nicht und hat auch kein

großes Maul. Vielleicht kommt er mit seinem Verdienst in der Woche oder im Monat nicht ganz aus; aber er wahrt seine Würde, er arbeitet weiter ohne Protest, und ohne die Fabrik zu verlassen. Er betrachtet die Arbeit als etwas Heiliges, und darin liegt sein eigentlicher Lohn. Mir kommt ein Vergleich in den Sinn, wie es keinen wahreren gibt: Der deutsche Arbeiter gleicht unseren besten Priestern, die sich ohne Hoffnung auf irdische Belohnung — ich möchte sagen: aus Liebe zur Kunst — ihrer Aufgabe widmen.

In den Ländern der Welt schaut der Ausländer die Frauen an und macht sich ein Bild von dem Lande, in dem er weilt, nach den Frauen, die darin leben. In Deutschland habe ich stets die gleiche Ansicht gehabt, und sie hat sich auf jeder Reise immer wieder bestätigt: Die Grundehrlichkeit in der äußeren Haltung und die Bescheidenheit im Auftreten sind nicht nur äußerer Schein, sondern entsprechen durchaus dem inneren Wesen der deutschen Frau. Die Einfachheit der Aufmachung hat selbst für den Franzosen etwas Erschreckendes. In Frankreich kleiden sich die Männer beliebig, tragen neutrale, wenn nicht dunkle Farben, und zu große Eleganz beim Manne ist eher ein schlechtes Zeichen: eine ganze Toilette von Schimpfwörtern kommt einem in den Sinn — Modenarr und schlimmere. Aber die Französinnen sind elegant und kokett, selbst wenn sie den niedrigsten Volksschichten angehören. In Deutschland ist es umgekehrt. Die Männer sind im allgemeinen sehr gepflegt, auch die Ärmsten tragen Anzüge von gutem Schnitt, matelote Wäsche und schöne Kravatten. Die Frauen dagegen zeigen eine nach unserer Begriffe übertriebene Geringschätzung für Kleidung. Selbst im Theater tragen Damen der Gesellschaft häßliche Kleider ohne den geringsten Geschmack und ohne alle Phantasie. Alle, jung und alt, tragen im Sommer auf der Straße eine Art Miederhülle, die Tracht der „Dirndl“, der kleinen Serviermädchen in Gasthäusern. Dies würde reizend aussehen, wenn die Frauen hübsch wären. Aber unglücklicherweise haben die Badnerinnen und die Pfälzerinnen nicht den pikanten Reiz der Berlinerinnen und den Charme der Sächsin.

Auf den Straßen gibt es niemals ein Stelldichein von Verliebten. Ich habe nie einen jungen Mann ein junges Mädchen ansprechen sehen, das nicht seine Schwester oder eine sehr gute Freundin seiner Familie war. Nur eine Ausnahme gibt es: die Soldaten. Aber in Deutschland sind die Soldaten nicht Männer, sondern Halbgötter. Sie haben überall den Vortritt, und sie verdienen ihn. Der einfache Soldat jenseits des Rheins ist korrekter, würdevoller und im Benehmen vornehmer als bei uns der Offizier. Niemals eine Rauferei, niemals ein heftiges Geschimpfe, niemals eine Haltung, die nicht vollkommen dem Gefühl des Anstands und der Würde entspräche. In Deutschland sieht man keine Soldaten, die unordentlich gekleidet sind, sich herumtreiben, sich fleheln, schreien und gefühllos, grobe Späße machen und den Mädchen nachrennen.

Dieser Soldatenkult ist keine oberflächliche Erscheinung, die nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden muß, sondern das bezeichnendste Merkmal einer ganz anderen Mentalität als unserer eigenen. Für den Deutschen bedeutet der Militärdienst eine Ehre und bleibt die schönste Zeit seines Lebens. Bei uns dagegen wird das Kasernenleben nicht so geschätzt wie in Deutschland, wo alle, mit denen ich gesprochen habe, es in bester Erinnerung haben. Ebenso ist es mit dem Arbeitsdienst, den alle jungen Deutschen vor ihrer Militärzeit ableisten. Ich war nicht wenig erstaunt, als mir sehr kultivierte und auch künstlerisch veranlagte junge Intellektuelle bestätigten, daß sie niemals glücklicher gewesen seien als während ihrer Arbeitsdienstzeit, in der sie Sümpfe trockenlegten und Gräben zogen. Das ist eine andere Mentalität, als wir sie haben. Der junge Deutsche leidet nicht im geringsten unter dieser spartanischen Erziehung und dem harten Leben, sondern entfaltet sich darin wie in seinem Element.

Eine Neuerung unter der Regierung Hitlers zielt darauf ab, im Unterrichtsplan der höheren Schulen wöchentlich ein bis drei Stunden dem Chorfangen und der Musikgeschichte zu widmen. Man erkennt daran das besondere Interesse, das Hitler dieser Kunst entgegenbringt.

Eine andere Neuerung liegt darin, daß man in den Mädchenschulen von Obertertia an eine Abteilung eingerichtet hat, die in den letzten drei Klassen nicht mehr auf das wissenschaftliche Abitur vorbereitet, sondern auf das hauswirtschaftliche Diplom. Diese Abteilung heißt Frauenschule. Dort wird in Gartenarbeit, Kochen und Hauswirtschaft unterrichtet, über die Grundbegriffe der Krankheitsverhütung und der Anatomie, die etwa dem Lehrplan unserer Schwesterkurse entsprechen, und in Kleinkindererziehung. Die Frauenschule umfaßt auch einen Literaturlehrgang, dem ich gelegentlich beiwohnen durfte und der recht originell ist. Offizielle Richtlinien sind noch nicht erlassen, und dem Takt und der Intelligenz der Lehrer ist

ein weiter Spielraum gegeben, die Neigungen ihrer jungen Hörerschaft den allgemeinen Richtlinien der Reform anzupassen. Ich wohnte einer Termininterpretation bei. Es handelte sich um eine Erzählung von Gottfried Keller. Nach einer sehr kurzen literaturgeschichtlichen Einführung, die übrigens ausgezeichnet war, regte die Lehrerin einen Meinungsanstanz an, den man mit einer Salonplauderei hätte vergleichen können, wenn er nicht mit soviel Ernst und Gründlichkeit geführt worden wäre. Alle Fragen der Lehrerin bezogen sich auf die Stellung der Geschlechter zueinander, auf die beiderseitigen Pflichten und Freuden der Frau als Mutter und Hausfrau. Das Ganze war im Tone geizigen Anstands und höchster Sittlichkeit gehalten und wurde trotzdem in keinem Augenblick zu einer Moralpredigt, sondern trug den Charakter einer angenehmen Unterhaltung, die von einem gediegenen Wirklichkeitsfinn durchdrungen war. Bei Franzosen wird es immer wieder Erstaunen erregen, zu erfahren, mit welcher Unbefangtheit junge deutsche Mädchen im Alter von 14 bis 15 Jahren ohne falsche Scham und ohne Scheu, die Dinge beim Namen zu nennen, über so heikle Fragen wie die Beziehungen der Geschlechter zueinander sprechen.

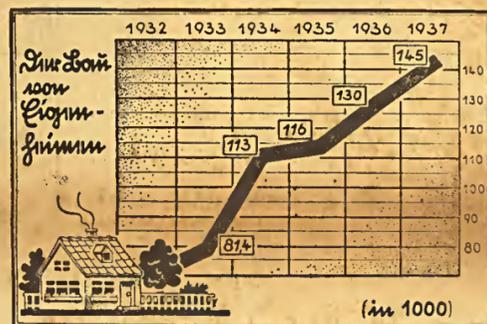
Man wird mich nun fragen, ob ich z. B. im Geschichtsunterricht auf eine Neigung zu einseitiger Stellungnahme gegen Frankreich oder auf eine übertriebene Betonung des Pangermanismus gestoßen sei. Die Antwort ist ein entschiedenes Nein.

Verailles ist nur noch eine Erinnerung. Deutschland ist moralisch und militärisch noch stärker als 1914. Es ist sich seiner Stärke bewußt, es beirrt sich nicht durch den Luxus geschichtlicher Unparteilichkeit, vielleicht sogar einer flüchtigen Feindschaft seinem ehemaligen Gegner gegenüber leisten.

Uebrigens habe ich diese Beobachtung nicht nur in der Jugendberziehung gemacht, sondern auch in meinem täglichen Umgang mit Menschen der verschiedenen sozialen Schichten. Der Franzose wird heute nicht nur mit Höflichkeit empfangen, wie alle Ausländer in Deutschland, sondern mit offener Herzlichkeit. Mit einem Wort: Es herrschen wieder normale Beziehungen.

In fünf Jahren 585 000 Eigenheime erbaut.

Mit dem nationalsozialistischen Umbruch ist auch in der Wohnungsbaupolitik eine neue Anschauung eingezogen, und anstatt der Proletarier-Bebauungen marxistischer Zeit baut man in zunehmendem Maße Siedlungshäuser und Eigenheime. Von Jahr zu Jahr wurde die Zahl der erstellten Ein- und Zweifamilienhäuser immer größer, und im Jahre 1937 waren 85 % aller neuerrichteten Wohnhäuser Eigenheimbauten. Insgesamt konnten etwa dreiviertel Millionen Familien in den fünf Jahren sich erlauben, ein eigenes, schmales Eigenheim (einschließlich der Doppelhäuser) aufzubauen. Wenn man bedenkt, daß jeder dieser Eigenheimbesitzer hohe finanzielle Ver-



pflichtungen einget, so ist auch das ein Beweis für die Zuversicht, mit der das deutsche Volk in die Zukunft schaut.

Reisen auf der Autobahn

Von Dr. Otto Reismann

Mehr als vierzig Millionen Automobile rollen heute über die Strassen der Welt. Von Jahr zu Jahr werden schönere, bessere, stärkere und schnellere Wagen gebaut. Längst ist das Reisen im Auto zum Ideal geworden. Aber die Ungebundenheit, welche das moderne Kraftfahrzeug gewährleistet, dieses verlockende, fröhliche Streifen über die Landstrassen, war zu häufig getrübt durch schlechte Strassen. Und selbst mit der Verbesserung der Fernverkehrsstrassen in Europa blieb ein unbefriedigender Zustand bestehen: Die Tatsache war nicht aus der Welt zu schaffen, dass die Techniker mit Riesensprüngen das Wunderwerk des vollendeten Autos weiter und weiter entwickelten, dass aber die Strassenbauer gar nicht mitkamen. Selbst die besten Strassen konnten nicht verleugnen, dass sie aus der idyllischen Zeit der Postkutsche stammten, das rasende Tempo und die Jugendkraft des Automobils aber niemals recht zu fassen vermochten.

Da hat Deutschland, mit Kühnheit und Optimismus, durch den Bau seiner Reichsautobahnen ein unerhörtes Werk vollendet. Mit einem Schlage hat hier das ewige Wettrennen zwischen Auto und Strasse sein Ende gefunden. Jetzt hat die Strasse die Automobilindustrie für wenigstens zwei Jahrzehnte vor neue Aufgaben gestellt. Das Automobil hat endlich seine Autobahnen erhalten, die Strassen, die seiner Leistungsfähigkeit allein wirklich entsprechen, auf denen zu fahren ein unbegrenztes Vergnügen bedeutet.

Im Zeitalter der Technik hat sich eine gewaltige Revolution vollzogen. Schlagartig ist das gewaltige Projekt in die Wirklichkeit umgesetzt worden. Die Vision eines einzelnen, die Schöpferkraft deutscher Ingenieure und die Schaffenslust eines ganzen Volkes haben dieses Werk aus dem Nichts aus der Erde gestampft. Deshalb ist dieses Werk auch wahrhaft gigantisch im vollen Sinne des Wortes, seine Masse, sein Stil, seine Auswirkungen verraten den Geist eines Genies.

Die Reichsautobahnen sind Ausdruck einer planmäßigen, neuen, ästhetischen Baukultur. Man hat nicht einfach Strassen bauen wollen, die ihren materiellen Zweck recht und schlecht erfüllen, man hat auch nicht nur etwas Neues ins Leben rufen wollen, das der technischen Entwicklung bis in die Zukunft standhält, man hat mehr gewollt und

mehr erreicht: Ein Werk der Kultur wurde geschaffen. Die Autobahnen sind Bahnbrecher auch für den Städtebau geworden, die Lösung der modernen Verkehrsprobleme erfolgt in enger Zusammenarbeit zwischen Strassenbau, Städtebau, Siedlung und Raumverteilung.

Deutschlands Antlitz wandelt sich und wird bereichert. Der edle Gleichklang von Linienführung, Landschaft und stolzen Brückenbauten begleitet diese Strassen überall. Der imponierende Zug der Autobahnen ist erfüllt vom Rhythmus weiter Räume. Das Wesen der deutschen Landschaft wird durch sie noch gesteigert, das Antlitz der Erde gewinnt einen neuen Ausdruck. Ungeahnte Perspektiven öffnen sich dem Auge. Das anregende Blickfeld vermittelt frische Gedanken. Jedermann, der diese Strassen befährt, erlebt etwas Einzigartiges.

Eine ganz neue Art des Reisens eröffnet sich dem Autotouristen. Dabei wurde das Idyll der alten Strasse nicht zerstört, sondern nur ergänzt und bereichert, die Reichsautobahnen nehmen uns gefangen durch das Ueberwältigende der technischen Leistung.

Geschmeidig fügen sich die gewaltigen Strassen der Hand am Steuer. Frisch-fröhliches Dahinfahren ist die Selbstverständlichkeit selbst geworden. Die Nerven werden unmittelbar entlastet. Kein Fahrzeug vermag uns auf der Fahrbahn zu begegnen, durch breite Grünstreifen und Anpflanzungen getrennt, hewegt sich der Verkehr in jeder Richtung auf breiter Fahrbahn für sich. Keine Strassenkreuzung, kein Bahnübergang droht, keine Ortsdurchfahrt hemmt, auf Hunderte von Metern ist alles übersichtlich und klar. Es gibt kein Pferdefuhrwerk, keine Radfahrer auf der Autobahn, kein Fußgänger kann sie betreten. Flott und zügig geht die Fahrt dahin, Bremsen und Federung werden nicht beansprucht, der Motor leistet optimale Arbeit bei geringstem Verbrauch.

Der Anschluss an andere Strassen erfolgt nach einem besonderen System derart, dass wiederum kein Wagen den anderen kreuzen, queren oder sonst irgendwie gefährden kann. Die Zufahrt oder Abfahrt aus dem fließenden Verkehr ist ebenfalls so geregelt. Die Einmündung der Autobahnen in die grossen Städte wird durch ein besonderes System von Autobahnringstrassen und Zubrin-

gerstrassen ermöglicht. In allen Fällen sind auch hierbei neue verkehrstechnische und städtebauliche Gesichtspunkte entwickelt und erprobt worden.

Vorbildlich sind auch die Betriebseinrichtungen auf der Autobahn. Sie entsprechen dem Zweck und Stil dieser Strassen und machen das Reisen durch ihren ausgezeichneten Kundendienst vollkommen.

Wir finden auf der Autobahn zunächst zahlreiche grössere und kleinere Parkplätze, seitliche Abstellplätze, welche sowohl dem Personenverkehr, als auch dem Lastwagenverkehr dienen. Der Autowanderer wird entzückt sein von den zahlreichen lieblichen Frühstückplätzen und Rastmöglichkeiten, die im Walde, an Bächen, Wiesen oder schönen Aussichtspunkten zu finden sind. Standplätze an aussergewöhnlich herrlichen Punkten oder bei eindrucksvollen Brückenbauwerken und Talübergängen vervollständigen die reiche Auswahl an derartigen Ruhepunkten. Jedermann mag sich so nach Lust und Laune sein Wochenendplätzchen an der Autobahn aussuchen oder auf weiten Reisen rasten, wo ihm beliebt. Sämtliche Plätze dieser Art sind gut markiert, wie überhaupt die Beschilderung an der Autobahn klar, weitsichtig und deutlich vorgenommen wurde, wie es dem Tempo des Automobils und der Grosszügigkeit der Anlagen entspricht.

Für den Linien-Omnibusverkehr finden sich selbstredend Anlagen und Plätze für Fahrgastwechsel usw., die den Verkehr nicht stören.

Eine Neuheit bilden die Rasthäuser an den Reichsautobahnen, die in grösseren Abständen und an besonderen Verkehrsknotenpunkten errichtet werden. Sie enthalten alle Einrichtungen für längeren Aufenthalt und dienen den Bedürfnissen des Langstreckenfahrers. Lebhafter Omnibusverkehr, Ausflugsverkehr und Fernlastverkehr trifft dort zusammen. Alle finden geräumige Parkplätze vor. Die Bauten enthalten Gasträume, Waschräume, Bäder, Schlafzimmer, Wirtschaftsräume usw. Tankanlagen und Reparaturwerkstätten sind unmittelbar angeschlossen. Die erste derartige Anlage steht auf der Höhe von Olivendstadt bei Magdeburg. Eine Grossanlage ähnlicher Art wird bei Hermsdorf an der Kreuzung der Autobahnen Berlin-München und Dresden-Jena-Kassel bzw. Magdeburg gebaut. Die dritte Raststätte, die kurz vor der Vollendung steht, liegt unmittelbar an Ufer des Chiemsees in Oberbayern. Sie ist ein Autobahnhotel, in erster Linie für Reisende, verbunden mit schönem Seebad, Bootshafen,

Dampferlande, Strandbad, usw. Dieses grosse Haus stellt das erste Autobahnhotel Europas dar.

An allen Strecken der Reichsautobahnen finden wir Tankstellen. Ihre bauliche Form wurde dem Charakter der Landschaften angepasst, die technischen Anlagen sind nach einem einheitlichen System gestaltet. Es sind die Tankstellen der Reichsautobahn-Kraftstoff-Gesellschaft, die uns auf der ganzen Autobahnreise begleiten. Die Zapfsäulen dieser Stationen arbeiten mit den modernsten elektrischen Instrumenten und Pumpen. Die Qualität der verausgabten Treibstoffe und Oele entspricht den Spitzenmarken. Die RAK hat einen besonderen Kundendienst ausgebildet. An jeder Tankstelle finden wir Fernsprecher, Waschräume, Gasträume, Radiodienst, Winternachrichten, Streckenauskunft, Unfallhilfe, Abschleppvermittlung, Nachweis von Reparaturwerkstätten, Eigenhandlung des Fahrzeugs, Erfrischungsmöglichkeiten usw.

Ordnung im Verkehr liegt im Interesse aller Strassenbenutzer. Die Gentlemanregel, dass jeder sich im Strassenverkehr so zu verhalten hat, dass kein anderer geschädigt werden kann oder auch nur unnötig belästigt wird, ist auch in Deutschland Grundsatz. Die Beaufsichtigung des Strassenverkehrs untersteht der motorisierten Polizei; die allgemeine Strassenverkehrsordnung nach dem Strassenverkehrsrecht vom 13. November 1937 gilt auch für die Autobahnen. Man muss auch auf der Autobahn vor allem korrekt rechts fahren und links überholen, darf auf der Fahrbahn nicht parken oder wenden. Das kann man an jeder Anschlussstelle über die Briketten tun.

Nachts sind die seitlichen Begrenzungen der Fahrbahnen rechts aussen durch Reflexlichter sehr gut und deutlich markiert, Briketten und Dämme sind durch helle Geländer entsprechend gesichert, alle wichtigen Anschlussstellen sind beleuchtet, ebenso die Stadteinfahrten. Stellen mit Wildwechsel sind durch grosse Reflexlichtbilder (Hirsch, Wildschwein) angezeigt.

Ende 1937 waren 2000 km Autobahnen dem Betrieb übergeben, 1938 werden 3000 km frei sein, darunter die abwechslungsreichen und imposanten Fernstrecken von der Ostsee bis zu den Alpen (Stettin-Berlin-Nürnberg-München-Salzburg) und vom Rhein bis zur Ostmark Oesterreich (Frankfurt-Heidelberg-Stuttgart-München-Salzburg). Weite und prachtvolle Strecken stehen dem internationalen Autoverkehr in Deutschland zur Verfügung.